22. Jahrgang September 2021 € 7,20 8424

zeitzeichen

Evangelische Kommentare zu Religion und Gesellschaft

9

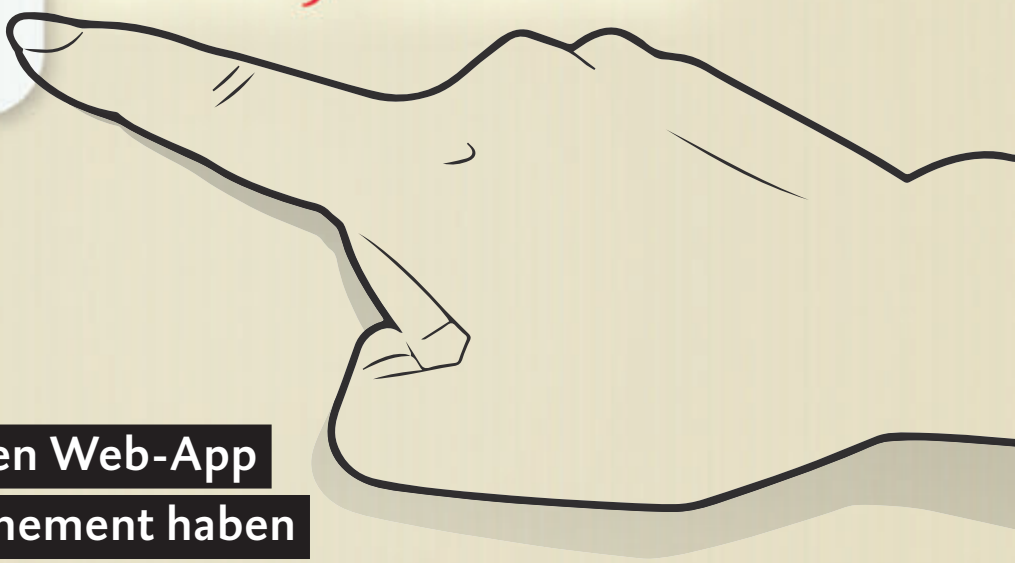
Identität

Ich, wir und die anderen

Trauer am Arbeitsplatz NIKOLA GAZZO
Die Chronik der Emmi Bonhoeffer JUTTA KOSLOWSKI
300 Jahre Henri Arnaud PETRA ZIEGLER

zeitzeichen
Evangelische Kommentare zu Religion und Gesellschaft

Zack, zack!



Mit unserer neuen Web-App und Ihrem Abonnement haben Sie den schnellsten Zugang:

_ zur aktuellen Ausgabe im Netz,

_ zum PDF der Print-Ausgabe,

_ zum „*z(w)eitzeichen*“ mit zusätzlichen aktuellen Kolumnen, Kommentaren und anderen Texten

_ und dem kompletten Online-Archiv.

Die Web-App lässt sich einfach über unsere Webseite herunterladen.
Alle Informationen dazu finden Sie auf:

www.zeitzeichen.net/pwa

Herausgegeben von

Heinrich Bedford-Strohm
Wolfgang Huber
Ilse Junkermann
Isolde Karle
Annette Kurschus
Ulrich Lilie
Friederike Nüssel
Christoph Schwöbel
Christiane Tietz
Gerhard Ulrich
Michael Weinrich

Liebe Leserin, lieber Leser,

„wer bin ich?“, fragt man sich im Laufe des Lebens öfter einmal. Identität wird ja durch viele Einflüsse geprägt. Verschiedene Aspekte werden im Schwerpunkt dieser Ausgabe auf den Seiten 22 bis 38 beleuchtet. Nationalisten und Rechtsextremisten behaupten, nationale Identitäten seien natürlich gewachsen und stünden ein für alle Mal fest. Dabei weiß jeder, der ein wenig nachdenkt, dass die Identität von Einzelnen wie von Gemeinschaften aus vielen Facetten besteht und sich im Laufe der Zeit mal festigt und mal wandelt.

Das gilt auch für die Identität der Deutschen. Deutschland ist immer ein Einwanderungsland gewesen. Um dies festzustellen, muss man nicht Geschichte studieren, sondern nur die Augen aufmachen. Wenn man auf der Landstraße von Stuttgart in Richtung Karlsruhe fährt, durchquert man bald nicht mehr die für Württemberg typischen Haufendörfer, sondern Straßendörfer. Und plötzlich sieht es so aus, als sei man über die nahegelegene deutsch-französische Grenze geraten. Denn Ortschaften tragen Namen wie Perouse und Pinache, Serres und Corres, Groß- und Kleinvillars. Gegründet wurden sie von Waldensern. Warum und wie diese nach Württemberg kamen, schildert Petra Ziegler auf den Seiten 39 bis 41.

Und auf den Seiten 19 bis 21 finden Sie bislang unbekannte Aufzeichnungen von Emmi Bonhoeffer. Darin schilderte sie ihren Kampf mit dem Blutrichter Roland Freisler um das Leben ihres Mannes Klaus, des Bruders von Dietrich Bonhoeffer.

Ich grüße herzlich auch im Namen der Redaktion und verbleibe mit dem Leitspruch der Waldenser „Lux lucet in tenebris“ (Das Licht leuchtet in der Finsternis),

Ihr Jürgen Wandel

Jürgen Wandel

12

Foto: picture alliance

Göttlicher Klang

Mit seinem Buch *Der Sound Gottes* hat der Musikwissenschaftler Rainer Bayreuther heftige Reaktionen unter Kirchenmusikern ausgelöst. Im Gespräch erläutert er seine Kritik an der aktuellen Kirchenmusik und sein Gegenmodell.

Politik und Predigt

Kurz vor dem Ruhestand: Joachim Goertz erlebte die Wende als Pfarrer in Ostberlin und arbeitet noch immer dort. Im vierten Teil unserer „Pfarrer:innen-Serie“ berichtet er von Um- und Abbrüchen und von dem, was seine Arbeit noch immer spannend macht.

15

Foto: Rolf Zöllner

GESELLSCHAFT

8 NIKOLA GAZZO
Trauer am Arbeitsplatz

KOLUMNE

11 MICHAEL WEINRICH
Fragliche Identität

KIRCHE

12 GESPRÄCH MIT RAINER BAYREUTHER
Göttlicher Klang

15 JOACHIM GOERTZ
Pfarrer mit Erfahrung

19 JUTTA KOSLOWSKI
Zeitzeugnis Emmi Bonhoeffers

KOMMENTAR

18 STEPHAN KOSCH
Klimaschutz und Wahlkampf

IDENTITÄT

24 KLAAS HUIZING
Versuch einer Entgiftung

27 DILEK GÜNGÖR
Bericht einer Herkunft

30 ULRICH H. J. KÖRTNER
Christliche Identität

33 THOMAS KAUFMANN
Eine deutsche Identität?

36 INTERVIEW MIT MITHU SANYAL
Du bist beides. Du bist doppelt

RELIGION

39 PETRA ZIEGLER
300. Todestag von Henry Arnaud

42 EBERHARD PAUSCH
Vor 25 Jahren erschien *Kampf der Kulturen*

DAS PROJEKT

44 JUSTUS GEILHUFE
Der US-Theologe Bruce McCormack

THEOLOGIE

46 ROLF WISCHNATH
Über Jean Baptist Metz

48 ANDREAS FRITZ
Die Evangelische Zentrale für Weltanschauungsfragen

Titelseite: Zerrissenheit (Illustration von Gerhard Gepp)
Foto: akg
Gestaltung: Christiane Dunkel-Koberg

Foto: akg

22

Identität

Wie ein Mensch sich selbst sieht, und wie er gesehen wird, was ihn bestimmt und wie ihn andere bestimmen – das ist seine Identität. Ein Schwerpunkt über Identität und Identitätspolitik: über Selbst- wie Fremddefinitionen, kluge Bücher, ein Dorf in Südostanatolien, christliche und deutsche Identitäten und über den Segen des Doppelt-Seins.

Botanic Streetart in Göttingen

Fionn Pape ist Biologe und engagierter Naturschützer. In der Göttinger Innenstadt sucht er nach Wildpflanzen, um diese mit Kreide zu markieren und zu beschriften. Die Journalisten Klaus Sieg und Martin Egbert haben ihn begleitet und einen Tag in der faszinierenden Welt urbaner Natur verbracht.

Foto: Martin Egbert

54

STÖRFALL

51 SUSANNE KRAHE
Klotz am Bein

REPORTAGE

54 KLAUS SIEG (TEXT) · MARTIN EGBERT (FOTOS)
Streetbotanik in Göttingen

REZENSIONEN

Musik

61 KLAUS-MARTIN BRESGOTT
Zlata Chochieva: (re)creations

62 UDO FEIST
Ozan Ata Canani: Warte mein Land, warte

Hörbuch

62 JÜRGEN ISRAEL
Christian Morgenstern: Auf leichten Füßen

Bücher

62 PHILIPP GESSLER
Mithu Sanyal: Identitti

63 ANNE HELENE KRATZERT
Robert Covolo: Fashion Theology

63 FRANK CRÜSEMANN
Johannes Fried: Jesus oder Paulus

64 GEORG PFLEIDERER
Klaas Huizing/Stephan Schaede (Hg.): Was ist eigentlich normal?

65 NIKLAUS PETER
Johann Hinrich Claussen: Über den Takt in der Religion

66 CORNELIA COENEN-MARX
Ralf Kötter: Im Lande Wir

68 HANS NORBERT JANOWSKI
Anne Carson: Der bittersüße Eros

68 KLAUS-MARTIN BRESGOTT
Dorothea Grünzweig: Plötzlich alles da

66 Autoren
64 Buchtipps
3 Editorial
69 Filmtipps
67 Impressum
52 Klartext
72 Kulturtour
59 Leserbriefe
6 Magazin
72 Notabene
71 Notizen
70 Personen
73 Punktum
73 Veranstaltungen
74 Vorschau

Foto: dpa

Text zu Verschwörungsmythen

Die Vereinigte Evangelisch-Lutherische Kirche Deutschlands (VELKD) hat einen Beitrag „Verschwörungsmythen und Verschwörungsglaube“ erarbeitet, der jetzt als Nr. 191 der „Texte aus der VELKD“ erschienen ist. Der Beitrag informiert detailliert über weltanschauliche Strömungen, Narrative und Begriffe, verbunden mit einer Einschätzung aus evangelisch-lutherischer Sicht. Ein besonderer Schwerpunkt liegt auf seelsorgerlichem Rat und Hilfen für den Umgang mit Menschen, die Verschwörungsmythen verbreiten oder ihnen anhängen. *Download unter: www.velkd.de/velkd-texte-191-Verschwoerungsmythen-Verschwoerungsglaube*

Bau der Jüdischen Akademie ab September

Der Zentralrat der Juden in Deutschland wird im Spätsommer mit dem Bau der Jüdischen Akademie beginnen. Dies ist die erste überregionale jüdische Institution dieser Art, die nach der Schoa errichtet wird. Der Neubau, der eine frühere Professorenvilla integriert, wird in der Senckenberganlage in Frankfurt am Main entstehen. Der erste Spatenstich im Beisein von Bundesinnenminister Horst Seehofer und dem hessischen Ministerpräsidenten Volker Bouffier soll am Donnerstag, 2. September stattfinden. Die Gesamtkosten des Projekts liegen bei 34,5 Millionen Euro, die gemeinsam vom Bund, dem Land Hessen, der Stadt Frankfurt und dem Zentralrat der Juden getragen werden. Die Fertigstellung des Baus ist für Ende 2023 geplant. 2024 soll die Jüdische Akademie ihren Betrieb aufnehmen.

Mehr Geld im Kampf gegen Antisemitismus

Um Antisemitismus zu bekämpfen, wird in Deutschland auch die Forschung intensiviert. Wie Bundesbildungsministerin Anja Karliczek (CDU) mitteilte, nehmen zehn Forschungsverbünde in diesem Jahr ihre Arbeit auf. Insgesamt flössen in den kommenden vier bis fünf Jahren Fördermittel im Umfang von 35 Millionen Euro. Der Antisemitismusbeauftragte der Bundesregierung, Felix Klein, begrüßte die Programme. Mit Blick auf das Corona-Jahr 2020 sagte er, Antisemitismus habe in der Bewegung von Corona-Leugnern und „Querdenkern“ wie ideologischer Kitt gewirkt. Verschwörungsmythen aller Art hätten Hochkonjunktur.

Bericht bestätigt sexuelle Belästigung

Die Evangelisch-reformierte Kirche Schweiz (EKS) hat gegen ihren früheren Präsidenten Gottfried Locher schwere Vorwürfe erhoben. Locher habe sich in seiner Amtszeit einer Mitarbeiterin ungebührlich genähert und sie sexuell belästigt, heißt es in einem offiziellen Bericht. Eine Untersuchungskommission kommt zu dem Schluss, dass „die vorgebrachten Vorwürfe der Beschwerdeführerin zulasten des damaligen Präsidenten glaubwürdig sind und dessen Verhalten der EKS, damals Kirchenbund, angerechnet werden kann“. Die „geistige Integrität in ihrer Persönlichkeit“ sei bei den Angestellten verletzt worden.

Wiederaufgebaute Stabkirche geöffnet

Die Restaurierung und der Wiederaufbau der Stabkirche Stiege im Oberharz gehen planmäßig voran. „Wir liegen voll im Zeitplan“, sagte die Sprecherin des Vereins „Stabkirche Stiege“, Regina Bierwisch, dem *Evangelischen Pressedienst (epd)*. Besucher können sich die Kirche an ihrem neuen Standort im Ortskern von Stiege erstmals am Tag des offenen Denkmals am 12. September anschauen. Rund 1,1 Million Euro haben die Bürger in Stiege gesammelt, um die Holzkapelle, die 1905 im norwegischen Drachenstil auf dem Gelände der ehemaligen Lungenheilanstalt Albrechtshaus erbaut wurde, vor dem Verfall zu retten.

Foto: epd

Ausstellung über Waldenser

Aus Anlass des 300. Todestages von Henri Arnaud wird bis 6. März 2022 im bibliorama (Bibelmuseum in Stuttgart) in Kooperation mit der Deutschen Waldenservereinigung die Sonderausstellung „Licht leuchtet … – Die Waldenser in Europa und Württemberg“ gezeigt (siehe auch Seite 39). Die Ausstellung gibt einen Einblick in die Geschichte der Waldenser und das Leben in den Waldensertälern. *Mehr Informationen: www.bibelmuseum-stuttgart.de*

„Experiment“ Anker-Zentren beenden

Die Evangelische Kirche in Deutschland (EKD) fordert ein möglichst rasches Ende der sogenannten Anker-Zentren für Asylsuchende. Schutzsuchende Menschen sollten „so kurz wie möglich in Gemeinschaftsunterkünften untergebracht werden und so schnell wie möglich menschenwürdig und dezentral leben können“, erklärte der Bevollmächtigte des EKD-Rates bei der Bundesrepublik Deutschland, Martin Dutzmann, in einer Bilanz zum dritten Jahrestag der Einführung der Zentren und vergleichbarer Einrichtungen. Die Bundesregierung sollte das „Experiment“ Anker-Zentren so bald wie möglich beenden „und eine Erstaufnahme fördern, die Geflüchteten ein gutes Ankommen ermöglicht“, erklärte Dutzmann. Auch die Diakonie Deutschland fordert gemeinsam mit anderen Organisationen ein Ende der Anker-Zentren und eine zukunftsorientierte Erstaufnahme von Asylsuchenden.

Foto: dpa

Tagung zur diakonischen Kirchenumnutzung

Die diakonische und gemeinwesenorientierte (Um)-Nutzung von Kirchen ist Thema eines Symposiums, zu der das Institut für Praktische Theologie der Universität Leipzig für den 27. und 28. September in die Philippuskirche einlädt. Diese Formen der Transformationen spielten in der Forschung gegenüber kommerziellen und kulturellen Nutzungen bisher eine untergeordnete Rolle, erklären die Veranstalter. Existierende Beispiele sollen auf dem Symposium in einen weiteren Kontext gestellt werden. Die Tagung führt Expertinnen und Experten aus Theologie, Geschichte und Kunstgeschichte, der Architektur, der Diakoniewissenschaft, der Stadt- und Regionalplanung, der Immobilienwirtschaft, der Soziologie und Kulturwissenschaft sowie der Religionswissenschaft zusammen, um im interdisziplinären Gespräch neue Perspektiven zu erschließen. Die Teilnehmerzahl ist begrenzt, die Abendvorträge am 27. September sind öffentlich.
Weitere Informationen unter: www.theol.uni-leipzig.de/institut-fuer-praktische-theologie

Wenn der Kollege stirbt

Vom Umgang mit Trauer und Traumata am Arbeitsplatz

NIKOLA GAZZO

Jährlich sterben in Deutschland etwa 140 000 Menschen, die unter Arbeitsvertrag stehen. Sie hinterlassen trauernde Kolleginnen und Kollegen. Doch nur selten wird der Trauer am Arbeitsplatz Raum gegeben. Das kann langfristige Probleme bringen, weiß Nikola Gazzo, die sich als Coach auf dieses Thema spezialisiert hat. Sie beschreibt die besondere Verantwortung der Arbeitgeber für trauernde Angestellte und erläutert, was getan werden kann, um die Situation zu verbessern.

Ende März dieses Jahres votierte Neuseelands Parlament einstimmig für eine ungewöhnliche Gesetzesänderung im Arbeitsrecht: Künftig wird bei Fehl- und Totgeburten beiden Elternteilen ein dreitägiger bezahlter Sonderurlaub gewährt. Damit ist Neuseeland nach Indien das zweite Land weltweit, das arbeitsrechtlich Fehl- und Totgeburten als ebenbürtig mit verstorbenen nahen Angehörigen einstuft. Bis vor kurzem kämpften in Frankreich und Großbritannien fast gleichzeitig ein verwaister Vater und eine verwaiste Mutter für die Verlängerung des Sonderurlaubs beim Tod eines Kindes und erreichten Gesetzesänderungen im Arbeitsrecht, die in beiden Ländern im Frühjahr 2020 in Kraft traten. In Deutschland erhalten nahe Angehörige von Verstorbenen, wenn sie unter Arbeitsvertrag stehen, zwei Tage Sonderurlaub; Sonderregelungen über den Mutterschutz hinaus für Fehl- und Totgeburten sieht das Gesetz nicht vor, schon gar nicht für betroffene Väter.

Die aktuelle Gesetzeslage illustriert auf dramatische Weise die unverständliche Aussage einer Personalchefin, die den Urlaubsantrag eines Mitarbeiters genehmigen sollte, dessen erwartetes Kind tot auf die Welt kam: „Ich verstehe das nicht, nicht er, sondern seine Frau hat doch die Totgeburt erlitten!“ Und sie ist ein trauriges Indiz, welchen geringen Stellenwert Trauer in unserer Gesellschaft und erst recht in der Arbeitswelt hat. Dabei geht es nicht nur um zusätzliche Tage Sonderurlaub, sondern grundsätzlich um die Anerkennung, dass Trauer und Traumata am Arbeitsplatz gesellschaftliche, arbeitsrechtliche und auch gesundheitspolitische Themen sind.

Seit Beginn der Pandemie wurde viel geschrieben über das einsame und würdelose Sterben auf den Intensivstationen in Deutschland und weltweit. Wir sahen täglich Bilder von Schwerkranken oder Sterbenden und dem sie versorgenden Personal. Aber wenig wird berichtet von der schier unmöglichen Trauer der Hinterbliebenen nach dem anonymen Sterben ihrer Angehörigen und den erlittenen Traumata des pflegenden und medizinischen Personals. Spezialist:innen vermuten, dass der durch Corona bedingte fehlende Kontakt zwischen Sterbenden und Hinterbliebenen als traumatisch erlebt wird, dass Ohnmacht und Schuldgefühle der Überlebenden vermehrt zu „komplizierter“ oder pathologischer Trauer werden.

Fürsorgepflicht der Betriebe

Jährlich sterben in Deutschland etwa 140 000 Menschen, die unter Arbeitsvertrag stehen. Sie hinterlassen trauernde Angestellte und Kolleg:innen. Diese müssen nach kurzer Zeit wieder in den Arbeitsalltag zurückkehren. Darüber hinaus erleiden rund 100 000 junge Eltern jährlich Fehl- und Totgeburten. Diese Eltern stehen meist ebenfalls im Arbeitsleben. Beide Gruppen bekommen aber in der Regel keine professionelle Unterstützung bei der Verarbeitung ihrer Trauer am Arbeitsplatz, etwa in Form von „Resilienz-Coachings“ oder „achtsamer Kommunikation“.

Betriebe haben in jeder Hinsicht Fürsorgepflicht für ihre Angestellten, welche zu Recht mehr und mehr professionalisiert wird, etwa durch Fortbildungen in „betrieblicher Gesundheitsförderung“ oder „betrieblichem Gesundheitsmanagement“, „mindful leadership“, Seminare zu „Burn-out und Bore-out-Prävention“ et cetera. So sollen, auch im Zusammenhang

Foto: picture alliance/PantherMedia

mit dem Fachkräftemangel, Mitarbeitende an den Betrieb gebunden und Fehlzeiten reduziert werden. Es fehlen jedoch der fachgerechte und professionelle Umgang mit Trauer und Traumata am Arbeitsplatz und die notwendige Unterstützung für Betroffene, um präventiv Langzeitfolgen zu vermeiden.Dabei bewahrt achtsamer Umgang mit Trauer und Traumata nicht nur vor unverarbeiteter Trauer und infolgedessen Depression, sondern auch vor langfristigem Arbeitsausfall.

Wie kann so eine Unterstützung praktisch aussehen? Der Verein verwaister Eltern Deutschland (VEID e.V.) hat eine Broschüre herausgebracht, die jedem für das Thema sensibilisierten Personalverantwortlichen zugänglich ist: „Vom Umgang mit Trauer am Arbeitsplatz“. Hier findet man eine sehr präzise Definition, welche Elemente eine achtsame Rückkehr an den Arbeitsplatz ausmachen. Die Buchstaben B-E-I-L-E-I-D stehen für folgende Maßnahmen oder Haltungen, die Personalverantwortlichen ans Herz gelegt werden: B für „Beziehungen gestalten, Bedürfnisse erfragen“; E für „Empathische Kommunikation, Ernstnehmen aller Gefühle“; I für „Individualität: Jede:r trauert anders, jede:r ist anders, Informationen einholen“; L für „Logistik der Organisation und Struktur“; E für „Entspannung, Entlastung“; I für „Interesse bekunden, Integration des Geschehenen“; D für „Dauer beachten, Dranbleiben“.

Die Broschüre enthält außerdem eine Liste von zu vermeidenden, allzu „abgedroschenen Phrasen“ wie: „Zeit teilt, Zeit heilt“, „So ist das Leben nun mal“, „Schicksalsschläge härten auch ab“ und Ähnliches. Die Broschüre wurde übrigens mit Hilfe von Trauernden geschrieben, die befragt wurden, was ihnen bei der Rückkehr an den Arbeitsplatz am meisten fehlte und was sie sich gewünscht hätten. Einer Umfrage zufolge, die Ende 2020 in diversen Trauergruppen in Berlin durchgeführt wurde, fielen die Antworten in Bezug auf gute Kommunikation zwischen Personalverantwortlichen und Trauernden oder Traumatisierten eher schlecht aus.

Kaum eine:r der Befragten wurde sachlich über die ihnen zustehenden zwei Tage gesetzlichen Sonderurlaubs informiert. Auch über gesetzlich geregelte flexible Arbeitszeitmodelle (Rückkehr an den Arbeitsplatz nach langer Krankheit, zum Beispiel das „Hamburger Modell“) wurde

nicht informiert, die Betroffenen mussten sich mehrheitlich selbst schlaumachen. Und das Schlimmste: Statt achtsam zu kommunizieren, wurden Trauer und Traumata in den meisten Fällen totgeschwiegen.

Das größte Missverständnis im Umgang mit Trauernden ist, dass Nicht-Betroffene denken, dass sie nicht auf die verstorbene Person angesprochen werden möchten. Genau das Gegenteil ist der Fall! Trauernde wünschen sich nichts mehr, als dass die Verstorbenen erwähnt und erinnert werden, nach dem Motto: Say their names! Und deshalb ist es auch am Arbeitsplatz angebracht, die Verstorbenen zu erwähnen und dem Wunsch der Trauernden entsprechend am Tag der Rückkehr etwa

Trauernde wünschen sich nichts mehr, als dass die Verstorbenen erwähnt und erinnert werden.

einen Willkommens-Kaffee zu organisieren oder für verstorbene Kolleg:innen eine Gedenkstätte in der Firma einzurichten, gegebenenfalls mit Foto, Blumen und Kerze und Beileids- oder Gedenkbuch.

Auch mittel- und langfristig kann sehr viel getan werden, um Betroffenen die Rückkehr an den Arbeitsplatz zu erleichtern: Verunsicherte Kolleg:innen ermutigen, Mitgefühl zeigen (wenn es mündlich für manche „schwierig" ist, dann in schriftlicher Form); trauernden Mitarbeitenden einen geschützteren Arbeitsplatz anbieten, wenn sie zuvor im Publikumsverkehr gearbeitet haben; Todes- und Geburtstag der verstorbenen Angehörigen in der Personalakte der Betroffenen notieren und sich nicht wundern, wenn vor diesen Tagen Urlaub eingereicht wird, sondern den Trauernden für den frei genommenen Tag viel Kraft wünschen; auf außerbetriebliche Institutionen hinweisen, bestenfalls Listen anfertigen mit Informationen über Trauer- und Selbsthilfegruppen in der Nähe, Telefonseelsorge, Trauerhilfsdienste der kirchlichen Organisationen, über Reha-Einrichtungen informieren, die ein spezielles Programm für Trauernde und Traumatisierte haben et cetera. Wichtig für Personalverantwortliche ist auch zu wissen, weshalb Betroffene an den Arbeitsplatz zurückkehren wollen: Sie wünschen sich ein Stück Normalität zurück, da sie Halt und Struktur brauchen.

Hier gilt es noch einmal zu betonen, dass eine professionelle Trauerbegleitung am Arbeitsplatz nur mit Betroffenen möglich ist, die nicht an der sogenannten anhaltenden Trauerstörung leiden. Mit „Achtsamkeitstraining", „Resilienz-Coaching" und dem Verweis auf außerbetriebliche Institutionen können Personalverantwortliche schon einen sehr großen Anteil an Unterstützung geben.

All diese Maßnahmen und Methoden basieren vor allem auf positiver Kommunikation.

Die australische Flinders University untersuchte die Ergebnisse ihres Online-Kurses zum Thema „Reden über das Sterben". Es zeigte sich, dass der Austausch, das Reden und die Kommunikation über den Tod und das Sterben den Absolvent:innen die Angst vor Tod und Sterben nahmen. Diese Gesprächsthemen sollten also unbedingt wieder stärker in unseren Alltag zurückkehren, auch in die Arbeitswelt.

Das „National Health System", das in Großbritannien eine besonders dramatische Corona-Krise erlebte, erkannte die kritische psychische Lage des Personals auf Intensivstationen und rief die britische Armee zur Hilfe, um Methoden einzuführen, die bereits erfolgreich an traumatisierten Kriegsrückkehrer:innen angewendet wurden: Sie erkennen die Traumata des medizinischen Personals als „moral injury" (moralische Verletzung) an und bieten psychologische und therapeutische Hilfe oder greifen auf Methoden der „Schwartz Center Rounds" zurück (von Kennedy Schwartz in den 1990er-Jahren entwickelte Gesprächsmethoden), die vor allem auf emphatische Kommunikation zwischen pflegendem und medizinischem Personal mit ihren Patient:innen abzielen.

Hinterbliebene kehren in der Regel recht schnell an ihren Arbeitsplatz zurück und deshalb ist es wichtig, dass Führungskräfte in empathischer Kommunikation versiert sind. Hierfür gibt es in Deutschland bereits nachahmenswerte Vorreiter etwa bei der Polizei: Mitarbeitende lernen und üben, „Todesnachrichten verantwortungsvoll zu überbringen", so der Titel der „Konstanzer Studie" von 2019. Hier ist der achtsame Umgang mit akut Trauernden gefragt, und das will gelernt und geübt sein. Auch Medizinstudent:innen trainieren an manchen Universitäten simulierte Patient:innengespräche, um das Überbringen von schlimmen Diagnosen zu lernen. Manche Krankenhäuser bieten ihrem

Ein Gedenkbuch kann helfen, Trauer am Arbeitsplatz zu verarbeiten.

Personal Seelsorge oder „Trauersprechstunden“ an. An der Universität Regensburg wird seit kurzem ein Master in „Perimortalen Wissenschaften“ angeboten; der Begriff ist den pränatalen Wissenschaften entlehnt und richtete sich auf alle Studien über den Tod und das Sterben. Zudem soll beleuchtet werden, wie es um die psychische Gesundheit von Bestatter:innen bestellt ist.

Individuelle Trauer

Allen am Tod und Sterben Beteiligten, von den Hinterbliebenen, die an den Arbeitsplatz zurückkehren müssen, über das Krankenhauspersonal bis hin zu den Bestatter:innen, muss Unterstützung gegeben werden. Ein Krankenhaus oder ein Bestattungsinstitut ist ein Arbeitsplatz, an dem es bei dort Angestellten zu Trauer und Traumata kommen kann; in Extremfällen wie der Pandemie auch zu „posttraumatischen Folgestörungen“.

Ein indischer Bestatter drückte das vor kurzem in den internationalen Nachrichten so einfach wie drastisch aus: „Wir bestatten gerade nicht nur Menschen, sondern die ganze Menschlichkeit.“

Trauern ist menschlich und der achtsame Umgang mit Trauer und Traumata am Arbeitsplatz hat seine Daseinsberechtigung, auch wenn wir ihn erst lernen müssen. Trauern ist sehr individuell und selbst auf wissenschaftlichem Niveau wird immer noch gestritten, was Trauer eigentlich ist.

Die Weltgesundheitsorganisation hat „anhaltende Trauerstörung“ in die „Internationale Klassifikation von Krankheiten“ eingestuft. Die Wissenschaft sagt, dass diese infolge verdrängter, nicht verarbeiteter Trauer auftritt und zu Depressionen führen kann. Ein Grund mehr, mit Trauer und Traumata offener umzugehen, auch am Arbeitsplatz!

Der Deutsche Hospiz- und Palliativverband (DHPV) plädiert dahingegen dafür, Trauer als „Belastungsstörung nach Verlust“ einzustufen, denn, so seine Begründung, „bei Einführung dieser Diagnose (der WHO, Anm. der Autorin) besteht die Gefahr, die Trauer insgesamt wieder als ‚Störung‘ wahrzunehmen sowie den Trauerprozess zeitlich zu normieren.“ Nichts ist so individuell wie Trauer, darauf will der DHPV hier verweisen und genau das sagt auch die renommierte Trauerspezialistin Chris Paul, deren Maxime lautet: „Trauer ist die Lösung, nicht das Problem“.

MICHAEL WEINRICH

Fragliche Identität

Warum wir das Pferd vom Kopf aufzäumen sollten

Bei der Frage nach der Identität verhält es sich etwa so wie bei der Frage nach dem Sinn des Lebens: Sie wird nur dann gestellt, wenn sich die Aussicht auf eine einleuchtende Antwort eingetrübt hat. Zugleich bleibt es überaus undeutlich, wonach sie eigentlich fragt. Vielleicht wird sie gerade deshalb immer wieder hochgespült, um entweder einen diffusen Mangel zu signalisieren oder in einer verunsicherten Situation eine klare Positionierung einzufordern. Es scheint in jedem Falle um eine Art Krisenmanagement zu gehen. Da sind nicht nur die aktuellen Lebensumstände und mit ihnen jeder Blick in die Zukunft verunsichert, sondern wir selbst sind uns unserer nicht mehr sicher. Es muss doch etwas geben, was uns ausmacht und kennzeichnet, das als solches auch wahrnehmbar und benennbar ist. Woran wollen wir erkannt und dann auch von anderen unterschieden werden? Ja, es wird der Anschein erweckt, als werde mit der Frage nach der Identität eine sinnvolle Frage gestellt, für die eine hilfreiche Antwort erwartet werden darf.

Foto: privat

Der Sprachwissenschaftler Uwe Pörksen rechnet „Identität“ zu den verbreiteten „amorphen Plastikwörtern“, die als „Wissenschaftsgeröll“ von der Umgangssprache aufgegriffen worden sind und dort in überaus magerer Inhaltlichkeit mehr zur Schaffung von Problemen als zu deren Lösung beitragen. Sie bleiben unterbestimmt und taugen daher vor allem für eine Selbstbeschäftigung, die in einer allein auf stolperfreie Zustimmung getrimmten Weise an ein verdrängtes oder in Vergessenheit geratenes Selbstwertgefühl appelliert. Seine (Re)Vitalisierung wird mit meist abstrakt bleibenden Verheißungen als Hoffnungsangebot unterbreitet. Dazu gehören die meisten der immer wieder aufpoppenden Leitbilddebatten und Werteplakatierungen, ebenso wie die penetrant hilflosen Patriotismus-Appelle als Präventionsmittel gegen einen wiedererstarkenden Nationalismus. Auch seriöse Stimmen verfallen da unversehens in einen unangemessenen Populismus. Um das Pferd nicht immer wieder von hinten aufzuzäumen, wäre, anstatt nach Identität entschlossen, nach der Identifikation der uns und unser Zusammenleben bedrohenden Probleme zu fragen. Sie machen uns darauf aufmerksam, wo wir tatsächlich auf dem Spiel stehen. Es gilt, die sich immer weiter akkumulierenden Bedrohungen klar zu benennen und effektive Schritte ins Auge zu fassen, die den fatalen eigengesetzlich funktionierenden Entwicklungsdynamiken wirksam etwas entgegenzusetzen haben. Dabei wird gewiss die Illusion aufzugeben sein, dass sich die erforderlichen Veränderungen ohne einen Verzicht auf liebgewordene Ansprüche realisieren ließen. Es ist eine maßlose Überforderung, alles „smart“ haben zu wollen. Hier hat sich zu erweisen, wer wir sind; und erst recht, wenn Leben mehr heißt als Überleben.

In theologischer Perspektive wäre anstatt von Identität von der Berufung zu reden, zu der uns Gott befreit. Diese hat immer fundamental etwas mit Umkehr zu tun. Möglicherweise ergibt sich aus der Priorisierung der Frage nach der Berufung dann auch eine neue Perspektive auf die Frage nach der Identität. Zumindest besteht die Chance, dass das Pferd vom Kopf aus aufgezäumt wird.

Michael Weinrich ist Professor em. für Systematische Theologie in Bochum und Herausgeber von zeitzeichen.

Foto: picture alliance

„In der Autobahn ist Gott entweder absolut präsent oder überhaupt nicht."

„Eine unmittelbare Gotteserfahrung"

Gespräch mit dem Musikwissenschaftler Rainer Bayreuther über den Sound Gottes und die Sackgasse, in der die Kirchenmusik seiner Meinung nach steckt

zeitzeichen: *Herr Bayreuther, Sie schreiben in Ihrem aktuellen Buch, die Kirchenmusik sei zu einem Ohrensessel geworden, in dem man sehr weich und sehr tief sitze. Schon lange hätten sich Rückenschmerzen eingestellt. Sobald man sich erheben wolle, werde der Schmerz stechend. Was bringt Sie zu dieser Metapher?*

RAINER BAYREUTHER: Viele eigene Erfahrungen und Gespräche. Einerseits setzt sie auf Bach, Bach und nochmal Bach. Auf der anderen Seite sucht sie Anschluss an die moderne Popmusik. Beides entspringt derselben Grundhaltung, zu einer bewährten Ausdrucksgestalt zu greifen. Aber das ist eine Sackgasse. Ich nenne das das protestantische Bausteinprinzip: Für alle religiösen Lagen eines Christenmenschen ist ein bewährter, normierter Baustein zur Hand.

Kirchenmusikalische Konzerte gehören doch aber zu den bestbesuchten Veranstaltungen in den Kirchen. Wo sehen Sie das Problem?

RAINER BAYREUTHER: Zum Beispiel darin, dass die so beliebten Oratorien von Händel oder Haydn immer nur ein bestimmtes Milieu anziehen, nämlich eine vergleichsweise kleine Gruppe von recht gebildeten Menschen, die die Sprache dieser Werke in ihre Wirklichkeit übersetzen können. Und weil diese Oratorien nach ästhetischen Maßstäben so gut sind, erreicht man diese Gruppe mit einer hohen Zuverlässigkeit. Aber das darf nicht darüber hinwegtäuschen, dass breite Bevölkerungsschichten kein Interesse an dieser Form von Kirchenmusik haben. Nicht nur, weil ihr Musikgeschmack ein anderer ist. Sondern weil sie ihren spirituellen Durst auf andere Weise stillen, als sich konzertmäßig ein Stück anzuhören.

Aber war das denn jemals anders? Auch zu Lebzeiten Bachs haben doch nur sehr wenige seine Musik musikalisch und geistlich durchdrungen.

RAINER BAYREUTHER: Das mag sein, aber faktisch war der Gottesdienst damals eine Vollversammlung, in der sich sehr unterschiedliche gesellschaftliche Milieus trafen. Die beiden Passionen Bachs wurden noch im regulären Hauptgottesdienst uraufgeführt. Wir bedenken noch nicht genug die Tendenz der Oratorien hin zum Konzertsaal, schon in der Bachzeit, etwa bei Händel in London, und dann in der Oratorienkultur des 19. Jahrhunderts.

Wobei Sie ja auch etwas gegen das religiöse Lied haben, wie es in evangelischen Gottesdiensten seit Luther gepflegt wird. Was ist denn da das Problem?

RAINER BAYREUTHER: Lieder haben eine normierte Länge, irgendwo zwischen zwei und fünf Minuten. Es ergibt sich eine inhaltliche Rundung und Überschaubarkeit. Damit passt das Lied sehr gut in das Bausteinprinzip der evangelischen Frömmigkeit. Ein Lied ist eine kleine, nicht zu komplexe

Einheit mit einer theologischen Aussage. Aber es kann nie für sich selber stehen, sondern bedarf der Einbettung in einen größeren Zusammenhang, etwa im Gottesdienst, in dem mehrere solcher Bausteine aneinandergereiht werden. Und durch dieses Zurechtstutzen und Einbauen kommt dem Lied das abhanden, was für mich das Ziel von Kirchenmusik sein sollte: eine unmittelbare Gotteserfahrung.

Aber Luther ging es doch gerade um diese direkte und persönliche Gotteserfahrung, die man an ganz verschiedenen Stellen im Leben machen kann. Was hat er denn bei den Liedern Ihrer Meinung nach falsch gemacht?

RAINER BAYREUTHER: Seine Lieder sind so unglaublich menschlich. Sie waren für ihn vor allem eine Hülle für den menschlichen Ausdruck von Welt- und Gottesverhältnissen. Luther suchte ausdrücklich nach einer Form des Singens, die sich von der gesungenen katholischen Liturgie unterschied, und zwar fundamental, nämlich in den Akteuren Gott und Mensch. Holzschnittartig gesagt, in der katholischen Liturgie singen die Engel, im Lutherlied singt der Mensch und Gott hört zu. Das kann man Luther natürlich zugutehalten und das hat evangelische Theologie ja auch häufig getan. Aber die Schwäche dieses menschlichen Ausdrucks ist seine Begrenztheit. Ich bin auf meinen kleinen Horizont und meine Befindlichkeit reduziert.

Aber was kann Musik denn anderes sein als menschengemacht? Menschen komponieren sie und erzeugen sie mit ihrer Stimme oder einem von Menschen gebauten und gespielten Instrument.

RAINER BAYREUTHER: Hier empfehle ich einen Blick zurück in die Anfänge unserer abendländischen Musik. Da wäre die Vorstellung, dass Musik etwas Menschengemachtes ist, ziemlich absurd gewesen. Wer da gesungen, in die Leier gegriffen oder auch getanzt hat, tat dies in dem Bewusstsein, dass er sich in eine Realität einklinkt, die größer ist als er selber. Musikmachen war per se religiös. Dieses Große, dessen der Mensch teilhaftig wird, ist uns durch die Vermenschlichung des Liedes, wie wir sie bei Luther und generell im Humanismus seiner Zeit sehen, verlorengegangen. Die großen Komponisten, zu denen ich auch Bach zähle, streben in ihrem unbedingten Kunstwillen danach, diese Sphäre zu berühren. Daher richtet sich mein Einspruch nicht dagegen, diese Musik zu spielen. Sondern dagegen, dass wir oft nicht alles tun, um mit demselben unbedingten Willen die Nähe Gottes zu suchen. Das ist freilich nicht planbar, es geht nicht um bestimmte Kompositionstechniken oder so etwas. Dieser Pudding lässt sich nicht an die Wand nageln. Deshalb sind wir aufgefordert, mit dem Musikstück über das Musikstück hinauszugehen.

Die modernen Worship-Songs kommen in ihrem Buch sehr viel besser weg als Luthers Lieder. Woran liegt das?

RAINER BAYREUTHER: Die Worship-Musik macht einen großen Versuch, den sich die klassische evangelische Kirchenmusik schon lange nicht mehr zutraut. Sie will unsere irdische Realität durchstoßen und in eine göttliche Sphäre vordringen. Darin steckt eine Verhältnisbestimmung von Gott, Mensch und Musik, für die ich eine grundsätzliche Sympathie hege. Ich besuche immer wieder Veranstaltungen, die von dieser Musik geprägt sind. Aber sie erreicht ihr Ziel nicht. Denn sie versucht über einen Overkill an Klang, totaler Emotionalisierung und permanenter Wiederholung einfacher Elemente mit Gewalt in die göttliche Sphäre zu kommen. Sie lässt Gott nicht den Vortritt. Meine Beobachtung ist, dass das häufig nicht funktioniert. Diese Musik bleibt gefangen in der Selbstbespiegelung des Menschen.

Foto: privat

Rainer Bayreuther (Jahrgang 1967) ist Musikwissenschaftler und seit 2001 Lehrbeauftragter für Musikgeschichte an der Hochschule für evangelische Kirchenmusik Bayreuth. Im Juni erschien von ihm im Münchener Claudius Verlag das Buch „Der Sound Gottes. Kirchenmusik neu denken."

Aber wie kommen wir denn dann zu einer Gotteserfahrung durch Musik?

RAINER BAYREUTHER: Mein Plädoyer ist, nichts zu wollen. Die Klänge einfach nur Klang sein lassen. Keine emotionalen, pastoralen oder religionspädagogischen Absichten mit der Musik verbinden. Und darauf hoffen und vertrauen, dass Gott sich irgendwo in den Klängen zeigt. Aber danach auch suchen. Experimente machen im Grundsinn des Worts „experiri", eine Gegend erfahren. Deshalb bin ich für eine Dekontextualisierung dieses klanglichen Experimentierens von allen pastoralen Zusammenhängen, aber auch von ästhetischen. Gerade der letzte Punkt führt dann an der Musik vorbei zu den Klängen. Solange ich in Musik denke, muss am Ende ein Lied oder eine Fuge oder so etwas herauskommen. Aber das presst uns weiter in das Korsett von gegebenen Ausdrucksgestalten. Sie sind so etwas wie eine Krücke oder eine Leiter, auf der man ein paar Schritte machen muss. Es gilt, den Moment zu finden, sie wegzuwerfen. Ab da beginnt das Er-hören und Er-fahren einer möglichen Gegenwart Gottes.

Und die Texte lassen wir auch weg?

RAINER BAYREUTHER: Sie sind nicht nötig. Aber sie schaden auch nicht, solange mit ihnen kein Ausdruckszweck verbunden ist. Man muss über die Bedeutungsebene von Worten hinauskommen. Ich meine das in genau dem Sinn, in dem Hölderlin oder Ernst Jandl dichteten und in dem Zinzendorf oder irgendein namenloser Bruder in einer Hahnischen Gemeinschaftsstunde aus dem Stegreif singt: mit Worten, aber jenseits von Wortbedeutungen. Die Wort-Gottes-Theologie bleibt oft auf

der Bedeutungsebene stehen. Wenn man über die performative Ebene von Worten nachdenkt, wird plötzlich eine Sound-Gottes-Theologie erkennbar.

Es gibt ja Stücke in der Kirchenmusik, die in diese Richtung gehen. „Immortal Bach" von Knut Nystedt, oder „Hear my prayer" von Sven-David Sandström auf Grundlage eines Stücks von Henry Purcell. Könnten das Brücken sein in die Richtung, die Ihnen vorschwebt?

RAINER BAYREUTHER: Durchaus, das sind solche besagten Versuchsanordnungen. Und ein Versuch kann gelingen oder scheitern. Wenn mich nach religiöser Klangerfahrungen verlangt, fahre ich manchmal ins Zentrum für Kunst und Medien in Karlsruhe, möglichst gemeinsam mit Anderen. Wenn wir uns dann vertiefen in die interaktiven Klangkunstwerke, in die Klänge, die das Medium mit uns zusammen hervorbringt, kann das eine besondere kollektive Erfahrung werden. Deshalb plädiere ich für mehr ergebnisoffene Interaktivität in der Kirchenmusik und dafür, digitale Technik und Medienkunst als große Chance für religiöse Erfahrungen zu sehen.

Das Kriterium der richtigen Töne spielt dann keine Rolle mehr.

Das wäre doch mindestens so elitär wie die Aufführung einer Bachkantate.

RAINER BAYREUTHER: Im Gegenteil, ich sehe hier ein großes Potenzial für eine neue Breitenwirkung und dafür, Menschen zu erreichen, die wir mit der klassischen Kirchenmusik schon lange verloren haben. Ich habe mal an einer Musikhochschule eine Ausstellung mit interaktiven Soundobjekten kuratiert. Die Erfahrung war: Die Verwaltungsangestellten, die nie in ein Konzert der Hochschule kamen, weil ihnen die intellektuellen Hürden zu hoch waren, verbrachten gerne ihre Mittagspause mit Vesperbrot in diesen Soundwelten. An dem Punkt begriff ich, was Barrierefreiheit und Partizipation in der Kunst heißen können. Übrigens braucht es meist keine komplizierte digitale Technik. Es braucht nur den Willen, sich auf die Medialität einer Klangsituation einzulassen. Ergebnisoffene interaktive Settings sind eine große Chance, aus der Sackgasse herauszukommen.

Das würde die bisherige Arbeit von Kirchenmusikern ziemlich verändern.

RAINER BAYREUTHER: Ja, der leitende Kirchenmusiker wäre nicht mehr der, der wüsste, wie es geht. Er wäre der, der eine Klangsituation vorausimaginiert, aber ihren genauen Verlauf nicht kennt. Er muss dann mutig ins Wasser springen, und die anderen können ihm folgen. Bislang arbeiten Kantoren ja immer in einem engen Raster, in dem Töne und Klänge mit einem gegebenen Notentext übereinstimmen sollen, als mehr oder weniger sauber empfunden werden und dann erstrahlen oder nicht. Wenn ich diese Strukturebene der Musik aber verlasse, spielt das Kriterium der richtigen Töne keine Rolle mehr. Dann ist der Klang so, wie er ist, mit all seinem geräuschhaften „Dreck", interessant.

Man müsste loslassen …

RAINER BAYREUTHER: … und sich einlassen. Klänge sind ja immer als solche da. Für jemand, der seine Arbeit dafür investiert, Klänge hervorzubringen, ist das vielleicht ein provokativer Satz. Natürlich, ich drücke eine Orgeltaste oder schlage mit einem Klangholz auf die Kirchenbank. Aber was dann mit dem Klang genau geschieht, hängt von vielen Faktoren ab, die ich nicht beeinflussen kann, die ich sogar in einem mathematisch strengen Sinn nicht wissen kann. Meine Bemerkung in einem Interview, dass ich gern dem „Singen" der Autobahn lausche, die zwei Kilometer von meinem Zuhause entfernt verläuft, und manchmal etwas Göttliches darin vernehme, hat mir viel Häme eingetragen. Eine Freundin, die das Interview auch hörte, hatte die passende Replik: Ist es nicht eine viel ernsthaftere Religiosität, Gott in einer Autobahn tönen zu hören statt in einer Doppelfuge von Max Reger? Bei Reger kann sich die Gotteserfahrung immer aufs Symbolische der musikalischen Struktur berufen. Da ist Gott auf jeden Fall da, aber nur ein symbolisches bisschen. In der Autobahn ist Gott entweder absolut präsent oder überhaupt nicht.

Der Paradigmenwechsel, den sie für die Kirchenmusik fordern, bliebe doch auch nicht folgenlos für das generelle kirchliche Leben, oder?

RAINER BAYREUTHER: Wahrscheinlich nicht. Es würde ein formatsprengendes Prinzip in unsere Gottesdienste hineinkommen. Ein interaktives Setting ist schwer in Veranstaltungen einzutakten. Es würde alles amorpher, aber auch elementarer, grundlegender. Recht radikal würde das Laienprinzip in der evangelischen Kirche akzentuiert. Das Expertentum bekäme eine andere Rolle. Es wären suchendere, tastendere Gottesdienste, keine pastoralen Top-down-Veranstaltungen. Es würden sich Erfahrungsgemeinschaften zusammenfinden von Dürstenden, die nach dem einen Tropfen Wasser suchen, der ihnen Linderung verschafft. Regerfugen sind, um im Bild zu bleiben, dagegen wie zwei Flaschen Rotwein, serviert vom Kellner.

Ihr Buch ist erst vor wenigen Monaten erschienen, aber hat schon für heftige Reaktionen und viel Kritik gesorgt. Hätten Sie damit gerechnet?

RAINER BAYREUTHER: Wir können nichts wollen, das ist meine protestantische und gewissermaßen offenbarungstheologische Grundüberzeugung. Diesen Gedanken habe ich für die Kirchenmusik in einer Radikalität entfaltet, die alle traditionellen Formen hinterfragt und unterläuft, egal ob sie dreihundert Jahre oder eine Woche alt sind. Dass das Kritik hervorruft, damit habe ich gerechnet. Wie einseitig, denkfaul und frei von Kenntnis auch nur einer Zeile des Buches manche Reaktion daherkam, hat mich allerdings überrascht. Aber das ist nur die eine Hälfte, die andere sind viele Menschen, die sich in meinen Diagnosen wiederfinden und einen konstruktiven Austausch in der Sache, der Sache Gottes, suchen. Die wenden sich meist an mich persönlich.

Das Gespräch führten Stephan Kosch und Reinhard Mawick am 21. Juni.

Pfarrer werden oder abhauen

Kurz vor dem Ruhestand: Joachim Goertz erlebte Um- und Abbrüche im Prenzlauer Berg

JOACHIM GOERTZ

„Ich will hineingehen in das Haus des Königs. Komme ich um, so komme ich um.“ So lautete der Taufspruch, mit dem Joachim Goertz seine kirchliche Laufbahn in der DDR begann. Sie führte ihn von der Weimarer Kirchenwüste nach Berlin, wo er in den Wendewirren und danach als Pfarrer im Prenzlauer Berg arbeitete. Im vierten Teil unserer „Pfarrer:innen-Serie“ berichtet er von vielen Veränderungen und dem, was seine Arbeit noch immer spannend macht.

Ich wurde 1973 konfirmiert und Ende 1976 getauft. Sind Sie irritiert? Sehen Sie, das soll so bleiben, nicht nur bezogen auf das vermeintliche Vertauschen von Jahreszahlen. Glücklicherweise hat die Entwicklung des Amts- und Bildungsverständnisses der Großkirchen nicht dazu geführt, dass sowohl mein kirchliches Abitur im Sommer 1976 als auch meine spätere Ordination 1982 und alle daraus folgenden Amtshandlungen ihre Gültigkeit verloren haben. Zwischenfazit: Christenverfolgung und deren Widerstehen sind vom Römischen Reich bis zum Kommunismus mitunter verschlungene Wege gegangen. Aber von vorne:

Im nächsten Jahr werde ich vierzig Jahre Dienst als Pfarrer in der evangelischen Kirche in Ostdeutschland absolviert haben, acht Jahre in der DDR und 32 Jahre im vereinigten Deutschland, sieben Jahre im Thüringer Land, 33 Jahre in der Mitte Berlins. Pfarrer fallen ja nicht vom Himmel, sondern höchstens aus Pfarrhausbetten. Doch auch das hätte ja nicht gereicht, um im Mutterland der Reformation die Fahne des Evangeliums hochzuhalten. Aber dass ausgerechnet ich einmal ein begeisterter und überzeugter Pfarrer werden würde, hätte man trotz allem nicht gedacht. Ich bin der Sohn eines doppelten Buchenwaldhäftlings (KZ und sowjetisches Speziallager), geriet zwar als Kind in Weimar durch Zufall in die anthroposophische Christengemeinschaft, war zudem mit zwölf Fußballschiedsrichter bei katholischen Kaplänen, durchlitt aber sonst die übliche DDR-Sozialisation der 1960er- und frühen 1970er-Jahre als Jungpionier, Thälmann-Pionier, FDJ-ler und Jugendgeweihter.

Mein Kindheitstraum war der Pfarrdienst nicht, ich wollte eigentlich Schauspieler, später dann Sportjournalist werden. Was wohl geworden wäre, wenn einer dieser Träume in Erfüllung gegangen wäre? Provinzschauspieler in prekären Verhältnissen oder abgewickelter Journalist, der seine Staatsnähe nie hätte verleugnen können, wie es manchem freilich bis heute gelungen zu sein scheint? Man ließ mich aber nicht zur Erweiterten Oberschule (EOS) zu, ebenso wenig wie zur Berufsausbildung mit Abitur, sodass ich nur noch Schornsteinfeger oder Dachdecker hätte werden können. Aber Gott sei Dank wurde ich auf andere Pfade geführt, und in mir reifte der Gedanke: In der DDR kannst du eigentlich nur noch Pfarrer werden oder abhauen.

Letzteres schied aus familiären Gründen aus, meine Eltern waren schließlich

Pfarrer Joachim Goertz in der Bartholomäuskirche in Berlin.

Fotos: Rolf Zöllner

schon jenseits der sechzig und wollten auch nicht in den Westen. Ich kam nach Naumburg an der Saale an das Kirchliche Proseminar, ein Gymnasium, dessen Abitur in der DDR nur zum Theologiestudium entweder an einer der drei kirchlichen Hochschulen in Ostberlin, Leipzig oder Naumburg oder an einer staatlichen Universität berechtigte. Das jedoch für die Herren der Schöpfung nur, wenn sie den aktiven Wehrdienst in der Nationalen Volksarmee leisten wollten. In Naumburg tat sich jedenfalls für mich eine neue Welt auf: bürgerlich humanistische Bildung, nicht belästigt durch marxistisch-leninistische Indoktrination, und eine Insel der Freiheit, die ihresgleichen suchte in der DDR der 1970er-Jahre unter dem saarländischen Dachdecker Erich Honecker. Ich lernte Lehrer und Kommilitonen kennen, die mein weiteres Leben nicht nur beruflich prägten. Wolfgang Ullmann, Richard Schröder, Edelbert Richter, der falsche Schwede Aleksander Radler (IM Thomas), Axel Noack und viele andere. Und nicht zuletzt meine Frau Esther.

Politische Prägungen

Politische Prägungen hatten sich freilich schon früher herauskristallisiert. Auch wenn ich 1968 erst zwölf Jahre alt war, empfand ich den Prager Frühling und seine gewaltsame Niederschlagung durch die Truppen des Warschauer Pakts unter Führung der Roten Armee als einschneidende Profilierung meines Gerechtigkeitsempfindens. Ebenso wie kurz darauf die Ablehnung des Begehrens meines Vaters, als Verfolgter des Naziregimes anerkannt zu werden, mit der Begründung, dass er ja nicht am Aufbau des Sozialismus mitgewirkt habe. 1976 erlebte ich bewusst und erschüttert die Selbstverbrennung des Pfarrers Brüsewitz und die Ausbürgerung von Wolf Biermann mit allen folgenschweren Konsequenzen für das Land und die Menschen in ihm.

Wir lasen die osteuropäischen Dissidenten, ließen uns von der Charta 77 und der polnischen Solidarnosc ermutigen und inspirieren. Ich hatte schon 1974 den Wehrdienst verweigert, auch den seit 1964 möglichen Bausoldatendienst, in einer absurden Risikoabwägung, den DDR-Knast für weniger gefährlich zu halten als die NVA-Kaserne. 1982 wurde ich bei der obligatorischen Überprüfung der Wehrunterlagen wieder gefragt, ob ich nicht doch meinen Ehrendienst antreten wolle. Als ich verneinte, wurde mir im Wehrkreiskommando Naumburg gesagt: „Sie hören von uns!“ Was das bedeutete, war jedem jungen DDR-Bürger klar – bis zu zwei Jahre DDR-Knast, und das möglicherweise nicht nur einmal, wie ich von Zeugen Jehovas und anderen Totalverweigerern aus Weimar erfahren hatte. Also begab ich mich auf den Weg zum Kirchenbund der DDR in die Ostberliner Auguststraße zu meinem Bischof Leich, der gerade dessen Vorsitz innehatte, um ihm ein Kassiber mit meinen Beschwernissen zukommen zu lassen. Die Thüringer Kirche bat dann auch erfolgreich die staatliche Behörde um Aufschub für ihren angehenden Vikar, und bis zum Ende der DDR hörte ich nichts mehr aus dieser Richtung.

„Was wirklich Bestand hat, verbirgt sich in der alltäglichen menschlichen Begegnung.“

Weil ich in der Nähe meiner Mutter sein wollte, kam ich 1982 als Vikar in die Weimarer Kirchenwüste, im Volksmund auch ABC-Zone genannt (Apolda, Buttstädt, Camburg). Hier war die Rübe die einzige schattenspendende Pflanze. Meine Frau und Kommilitonin Esther folgte mir in 15 Kilometer von unserem Pfarrhaus entfernte Kirchengemeinden. Ich lernte dort nicht nur Kirchenbau und Gemeindeaufbau unter speziellen Thüringer Kirchenkampf und Thüringer Weg erprobten Bedingungen kennen, mit in Vakanzzeiten 28 Stunden Christenlehre in der Woche, häufigen Bestattungen und einer eng mit uns verbundenen und angefochtenen Jungen Gemeinde. Sondern auch fünf Hauptsätze seelsorgerlicher Kommunikation, die eine solche im Fluss hält: 1. Sieht doch keiner. 2. Mal was anderes. 3. Spaß muss sein. 4. Hauptsache gesund. 5. Bissel rapple muss man schon. Versuchen Sie es mal, es funktioniert immer …

Solidarische Kirche

Um der staatlich und mitunter auch kirchlich gewollten Vereinzelung entgegenzuwirken, hatten Absolventen der Naumburger kirchlichen Hochschule im Wittenberger Predigerseminar verabredet, ein Netzwerk zu gründen, das in Kirche und Gesellschaft hineinwirkt und zu deren Demokratisierung beiträgt. So entstand Mitte der 1980er-Jahre die Solidarische Kirche in der DDR, in der viele Menschen wirkten, die später im politischen oder kirchlichen Umfeld maßgeblich Entwicklungen prägten, etwa Marianne Birthler, Freya Klier, Dorothea Höck, Thomas und Cornelia Seidel, Uwe Lehmann und Katrin Göring-Eckardt. In dieser Zeit entschlossen sich meine Frau und ich aber auch, die Perspektive Dorfpfarrer und den belastenden und belasteten Thüringer Weg zu verlassen. Die Zerschlagung unserer Schaukästen durch die sich als Trunkenbolde tarnende Stasi, aber auch die überwiegend opportunistisch eingerichtete Thüringer Landeskirche bekräftigten dieses Ziel.

1989 ergab sich die Gelegenheit, als mich eine Anfrage aus der Berliner Bartholomäusgemeinde erreichte. Diese Gemeinde war spätestens 1986 republikweit zumindest in oppositionellen und kirchlichen Kreisen bekannt geworden. Ihr Vikar Reinhard Lampe hatte mit einer spektakulären Demonstration an der Bernauer Straße auf den Stachel im Fleisch der DDR, die Mauer durch Deutschland, hingewiesen. Die Gemeinde hatte daraufhin auf Initiative des Physikers und Kirchenältesten Hans-Jürgen Fischbeck einen Antrag bei der Berlin-Brandenburgischen Landessynode eingebracht, der die Kirche zur „Absage an Praxis und Prinzip der Abgrenzung“ aufforderte.

1973 hatte ich noch während der Weltfestspiele der Jugend und Studenten im nahegelegenen Volkspark Friedrichshain als langhaariger Tramper übernachtet, nicht ahnend, dass diese Gegend einmal mein Arbeitsort werden sollte. Als ich mich 1976 in Thüringen während eines Gemeindepraktikums taufen ließ, um zum Theologiestudium noch zugelassen zu werden, wählte ich mir den Taufspruch aus dem Buch Esther: „Ich will hineingehen in das Haus des Königs. Komme ich um, so komme ich um.“ In dieser Motivation gingen wir im Sommer 1989 nach Ostberlin und gerieten mitten hinein in die Turbulenzen der Freiheitsrevolutionen, die ja nicht nur die DDR erfasst hatten. Ich beteiligte mich an der Gründung der Sozialdemokratischen Partei der DDR, war kurze Zeit Abgeordneter für sie im Stadtbezirk Friedrichshain, konzentrierte mich aber schnell wieder auf meine kirchliche Tätigkeit. Gab es doch auch hier erhebliche Umbrüche, die freilich zu anderen Abbrüchen als in der sonstigen DDR-Gesellschaft führten, allerdings auch zu solchen, die der DDR-Existenz geschuldet waren (Kirchensteuer, Religionsunterricht, Militärseelsorge).

In meinen jungen Jahren wollte ich nie Pfarrer im Westen werden, weil mir das als zu etabliert und langweilig erschien. Inzwischen bin ich es über dreißig Jahre in

Ich bin Pfarrer im Westen in Ostberlin.

Ostberlin, im Prenzlauer Berg, in Mitte und Friedrichshain, wo man mittlerweile öfter schwäbische oder norddeutsche Satzmelodien hört als das Ostberliner Sprech der 1970er- und 1980er-Jahre. Zwischen Anpassung und Widerstand, so wurde oft das Wirken der evangelischen Christen in der DDR beschrieben. Hatte sich für meinesgleichen nun nach 1989 ergeben, die Phase des Widerstandes hinter sich zu lassen und in die demokratische Anpassung zu transformieren?

Jedenfalls tun sich immer wieder spannende und spannungsreiche Dissonanzen auf, die manchmal das Wort von Walter Ulbricht „heute stehen wir am Abgrund, morgen sind wir einen Schritt weiter“ als Kommentar zum kirchlichen Ost-West-Dialog und allen Reformbestrebungen erscheinen lassen. Nehmen wir nur die Rolle der Öffentlichkeit in der kirchlichen Perspektive: „Nur zum innerkirchlichen Dienstgebrauch“ waren viele Verlautbarungen gezeichnet, auch als Schutzbehauptung, die verordnete Trennung von Staat und Kirche in der DDR nicht unterwandern zu wollen, aber gleichzeitig sich nicht mit der Trennung der Kirche von der Gesellschaft abzufinden. Wer sich gegen diese Trennung wehrte, der konnte ihre Wirkung unmittelbar spüren, nicht erst, wenn es die westliche Öffentlichkeit wahrnehmen konnte.

Verhallender Ruf

Im demokratischen Raum dagegen, und das nicht erst seit dem Siegeszug des Internets, verhallt der Ruf zur Umkehr in einem scheinbar unendlichen Resonanzraum, wenn er sich nicht öffentlichkeitskonform inszeniert. Wie nachhaltig er wirkt, ist allerdings noch einmal eine andere Frage. So generieren Bischöfe und Gemeinden, vielleicht auch manchmal Synoden, Kirchentage oder Akademien Aufmerksamkeit. Doch das, was wirklich Bestand hat, verbirgt sich in der alltäglichen menschlichen Begegnung.

Und so ist es wohl nicht nur der Lebenserfahrung geschuldet, dass viele Fragen und auch Antworten sich zu wiederholen scheinen, etwa wenn es um die Frage geht, die eigene Kirchturmperspektive zu verlassen, nicht nur die Kerngemeinde im Blick zu haben, sondern auch den Unentschlossenen und den Andersdenkenden Aufmerksamkeit zu schenken. Manches erscheint freilich auch als „Flucht in die Öffentlichkeit“ (Karl Barth).

Spannend bleibt trotzdem – und das hoffentlich bis zu meinem Ruhestand – die Begegnung mit den alteingesessenen Ossis und den zugezogenen Wessis und ihren Kindern und Enkeln mit ihren Prägungen, Erwartungen und Vorstellungen, wie heute Kirche und Gemeinde gestaltet

Klientel und Klima

Der Wahlkampf wird der neuen Wirklichkeit nicht gerecht

STEPHAN KOSCH

Die Erde heizt sich schneller auf als noch vor kurzem gedacht. Bei der derzeitigen Entwicklung wird sie bereits gegen 2030 um 1,5 Grad im Vergleich zum vorindustriellen Zeitalter wärmer sein, zehn Jahre früher als noch 2018 prognostiziert. So lautet eine der Aussagen im aktuellen Bericht des Weltklimarats IPCC. Eine weitere Prognose der Klimaforscher: Starkwetterereignisse wie Hitzewellen, Regen oder Dürre werden zunehmen.

Foto: Rolf Zöllner

Was das heißt, haben viele Menschen in Rheinland-Pfalz und Nordrhein-Westfalen beim verheerenden Hochwasser in diesem Sommer erlebt. Auch die Landwirte in Deutschland wissen mittlerweile sehr genau, was Dürre bedeutet. Und man muss kein Apokalyptiker sein, um sich brennende Wälder, wie wir sie in Griechenland, Italien und der Türkei gesehen haben, auch in Brandenburg vorzustellen.

Wir sind also mittendrin im Klimawandel – und im Wahlkampf. Der neue Bundestag, den wir in einigen Wochen wählen, steht vor einer großen Aufgabe. Denn, so eine weitere Aussage des IPCC: Ohne eine sofortige, rasche und umfassende Reduktion der Treibhausgasemissionen wird eine Begrenzung der Erwärmung auf 1,5 Grad nicht einzuhalten sein.

Genug Gründe also dafür, dass Klimaschutz das entscheidende Wahlkampfthema sein sollte. Und bis auf die AfD, die weiterhin die Verantwortung des Menschen für den Klimawandel abstreitet und in ihrem Wahlprogramm tatsächlich darauf hinweist, dass „Warmzeiten immer zu einer Blüte des Lebens und der Kulturen führten“, halten auch alle Parteien den Klimaschutz als Ziel für wichtig. Doch der notwendige Streit über den konkreten Weg zur Klimaneutralität fällt bislang nahezu aus. Woran liegt das? Klimaschutz ist außerhalb der grünen Kernwählerschaft kein Winner-Thema. Egal, wie engagiert jetzt gehandelt wird, es wird noch schlimmer kommen, noch ein paar Jahrzehnte lang. Denn das Klimasystem ist träge, auch sofortige Null-Emissionen würden mehr Hitzetote, mehr Hochwasser und steigende Meeresspiegel nicht verhindern. Das bedeutet: Die Parteien müssen ihren Wählerinnen und Wählern große Veränderungen ihrer Lebenswelt zumuten und können als Ausgleich nur anbieten, dass das Allerschlimmste vielleicht ausbleibt. Kein guter Wahlkampf-Slogan!

Deshalb wird das Thema bei Union, SPD und FDP zum Arbeitsplatzbeschaffungs- und Innovationsthema, das die deutsche Wirtschaft wieder weltweit nach vorne bringt, und bei der *Linken* zur einer weiteren Variante des Antikapitalismuskampfes („Wir legen uns mit den Konzernen an“). Das nennt man Klientelpolitik und so funktioniert Wahlkampf. Aber solange für Olaf Scholz das „wichtigste Gesetz“ nach der Wahl die Erhöhung des Mindestlohns bleibt, die FDP darüber klagt, dass es „nie mehr zu tun gab“, aber dann doch den konkreten Klimaschutz der deutschen Ingenieurskunst überlassen will und die Unionsparteien vor allem mit weniger Bürokratie und gedeckelten Steuern die Wirtschaft „entfesseln“ wollen, mutet der Wahlkampf recht fossil an. Bleibt zu hoffen, dass die neue Bundesregierung sich und den Menschen mehr zumutet, als die gestanzte Wirklichkeit des vergangenen Jahrhunderts. Denn die können wir uns in einer Welt, die knapp zwei Grad wärmer ist als heute, nicht mehr leisten.

werden kann, zwischen „kasueller Bedürfnisanstalt“ und „Licht der Welt“ im Zeichen globaler Krisenbewältigung.

Das habe ich ja nicht nur in der eigenen Gemeinde erlebt, nicht nur in den Nachbargemeinden in Mitte, Prenzlauer Berg und Friedrichshain, sondern auch im Kirchenkreis Berlin-Stadtmitte, in dem Gemeinden aus Kreuzberg, Tiergarten und den genannten Ostgemeinden eine gemeinsame Sprache suchen, wie auch in der ganzen Landeskirche zwischen Charlottenburg, Brandenburg und der Oberlausitz.

Es ist immer wieder eine Herausforderung, sich selber zu positionieren, die eigenen Leute zu vertreten, aber auch ihre Begegnung mit den Anderen wahrzunehmen und oft vermitteln zu müssen. Ebenso die Begegnung mit den KollegInnen unterschiedlicher Prägung, theologischer Einstellung und anderer Generation, in der Hoffnung, Gott möge es schon richten.

Keine Alternative

Natürlich war es am schwersten, gegen den Abbau zu arbeiten, gegen den Trend zu wachsen trotz des Wegfalls so vieler hauptamtlicher Stellen im gemeindlichen Pfarrdienst, in der Kinder- und Jugendarbeit, in der Gemeindediakonie. Wenn es da nicht immer wieder Aufbrüche, kreative Lösungen auch mit Ehrenamtlichen und öffentlich geförderten Leuten gegeben hätte, wäre wohl nur die Alternative geblieben: Resignation oder Promotion.

Sich neuen Herausforderungen zu stellen und vor bestehenden nicht wegzulaufen, das ist aber nicht nur mitunter stressbeladen, sondern hält auch fit. Hoffentlich auch jenseits des Ruhestandes! Um Erich Honecker abwandelnd zu resümieren: Der DDR trauere ich keine Träne nach, denn das Leben und Arbeiten bleibt spannend. „Früher war ich jünger“ ist die einzige Wehmut dabei. Wer sich einmal der Wirklichkeitserkenntnis der Menschwerdung Gottes anvertraut hat, für den gibt es keine Alternative.

LITERATUR

Joachim Goertz (Hg.): Die Solidarische Kirche in der DDR. BasisDruck Verlag, Berlin 1999, 370 Seiten, Euro 9,80.

Foto: akg

Verlobungsfoto von Emmi und Klaus Bonhoeffer, 1930.

Mit dem Mut der Verzweiflung

Bewegendes Zeitzeugnis von Emmi Bonhoeffer aus den Jahren 1944/45 erstmals veröffentlicht

JUTTA KOSLOWSKI

Emmi Bonhoeffer, die Ehefrau von Dietrich Bonhoeffers Bruder Klaus, verfasste im Jahr 1945 eine detaillierte Chronik über die letzten Monate des Zweiten Weltkriegs. Die evangelische Theologin Jutta Koslowski hat die im Nachlass der Familie Bonhoeffer gefundene Schrift erstmals veröffentlicht. Lesen Sie hier einen kleinen Auszug. Der vollständige Text ist digital auf *www.zeitzeichen.net* publiziert.

Nicht nur Dietrich Bonhoeffer, sondern auch sein Bruder Klaus war im Widerstand gegen die Nazis aktiv (vergleiche zz 4/2016 und zz 5/2020). Am 1. Oktober 1944 wurde Klaus Bonhoeffer im Zuge der Festnahmen nach dem Attentat am 20. Juli verhaftet, am 2. Februar 1945 vom berüchtigten Blutrichter Roland Freisler zum Tod verurteilt und am 23. April 1945, wenige Tage vor Kriegsende, von den Nazis ermordet. Seine Frau Emmi hielt sich mit ihren Kindern damals wegen der täglich drohenden Bombenangriffe vornehmlich in Schleswig-Holstein auf, reiste aber schon bald nach der Verhaftung ihres Mannes nach Berlin, um „vor Ort" etwas für den Inhaftierten zu erreichen, der auf den Prozess vor dem sogenannten Volksgerichtshof wartete. Hier Auszüge aus der Chronik vom 3. und vom 27. Januar 1945 – dem Tag, an dem Emmi Bonhoeffer überraschend mit Freisler zusammentrifft:

Mehrmals war ich beim Amtmann Thiele im Volksgerichtshof, um zu erfahren, wann der Verhandlungstermin angesetzt sei. Immer waren die Akten „noch nicht da", d.h. es war noch Zeit. Endlich, Mitte Januar wohl, waren sie da. Er *(Thiele, J. K.)* galt für einen gefürchteten Teufel, sah auch genau wie ein Teufel aus, schwarzhaarig, mit stechenden blank-braunen Augen, goldbetresster SA-Uniform, zackiger Stimme. Er las in meinem Beisein die Anklage durch, die nur 1 1/2 Seiten lang zu sein schien.

Dazwischen sah er mich kopfschüttelnd mit bedenklichem Ausdruck an, dann las er weiter. Dann sprach er: „Nee, diese Männer! Da hat der nu seine gute Stellung gehabt, Frau und Kinder, ein schönes Häuschen in Eichkamp, noch nicht genug, da muss er noch Luftfahrtminister werden wollen!" Ich dachte: „Teufel? Nein, plattester, dämlichster Spießer, da gibt's keine Brücke, da gibt's nur schmieren." Ich bot ihm eine Cigarette an und sagte: „Aber wissen Sie, ein guter Familienvater!" – „Na, ja", meinte er, „Muttchen war lange verreist mit den Kinderchen, da ist Vati in schlechte Gesellschaft gekommen, so sieht mir das aus!"

Nazi-Richter Roland Freisler vor dem „Volksgerichtshof", 1940er-Jahre, undatiert.

„Hm", sagte ich, „mir sieht's zwar etwas anders aus, aber was meinen Sie, was macht man jetzt? Können Sie den Termin nicht noch ein bisschen verschieben?" – „Ach, wozu verschieben, ich sage immer, was sein muss, muss sein. Glauben Sie, der Gessler hätte den Wilhelm Tell laufen lassen, wenn er ihn erwischt hätte?" Ich staunte, dass er überhaupt Wilhelm Tell kannte, und sagte: „Sicher nicht, aber der Tell war doch eigentlich ein ganz sympathischer Herr, finden Sie nicht?" – „Mag sein, aber ich bin nun mal Angestellter bei Herrn Gessler."

Er war sozusagen Persönlichkeit im Spießbürgerrahmen, seine Frau war sicher stolz auf ihn. Er berät mich noch wegen des Anwalts, empfahl Herrn Weimann, weil er der einzige von den Offizialverteidigern sei, auf den Herr Freisler etwas höre, „viel zwar nicht, denn meist weiß er schon vorher, was er will, aber doch ein bisschen. Aber wenn Sie wollen, kann ich auch einen Privatanwalt für ihren Gatten benennen, die Zuteilung des Anwalts entscheide ich nämlich, und davon hängt manchmal viel ab!" Dabei strich er sich die geschwellte Brust. (...)

Am 27. (Januar 1945) war ich im Volksgerichtshof, um zu Thiele zu gehn und zu versuchen, den Termin verschieben zu lassen, denn Zeitgewinn war alles. Er war nicht da. Unschlüssig stand ich im Flur vor der Türe, an welcher stand: „Freisler. Präsident des Volksgerichtshofs." Eigentlich sollte ich jetzt hineingehen und den Stier bei den Hörnern nehmen, dachte ich – aber was soll ich ihm sagen? Da öffnet sich gegenüber eine Türe, irgendein Staatsanwalt tritt heraus und fragt mich, was ich hier machte. Ich sagte: „Ich überlege mir, ob ich zu Herrn Freisler hineingehn soll." – „Wenn Sie noch lange überlegen, wird er weg sein, er geht Punkt 12 zum Essen und es ist 6 Minuten vor 12."

„Den Stier bei den Hörnern nehmen, aber was soll ich ihm sagen?"

Ich klopfte an die Glastüre, hinter der ein kleiner Vorraum lag, rechts und links flankiert von je einer Tür. Aus der rechten trat ein Sekretär, fragte nach meinem Begehr. „Ich möchte Herrn Präsident Freisler sprechen." – „Wen darf ich melden?" – „Frau Klaus Bonhoeffer." – „Einen Moment bitte." Die Glastür schloss sich. Er verschwindet in der linken Tür, kommt zurück und verschwindet hinter der rechten Tür. Dann öffnet sich die linke Tür nochmals, Freisler geht durch den Vorraum zur rechten Tür und sagt mit lauter Stimme in das Büro, so dass ich es deutlich hören kann: „Bitte die Akten vom 2. bis 5. Februar." Dann geht er in sein Zimmer zurück, streift mich dabei mit einem Blick, ohne dass wir uns grüßen. Die Akten werden gebracht und keine halbe Minute später lässt „der Präsident bitten".

Er sah aus wie Furtwängler auf den ersten Blick, groß, schlank, guter Kopf, lange Hände, die viel gestikulieren beim Sprechen. Mit vollendeter Höflichkeit bot er mir Platz an, freilich auch etwas gegen das Licht, während er selbst es im Rücken behielt. Ich frug ihn zunächst, ob ihm mein Name ein Begriff sei? Ob er meinen Schwiegervater kenne? Er bejahte. Dann behauptete ich, in seinem Vortrag im Harnack-Haus gewesen zu sein, von dem mir mein Neffe Christoph Hobe genau erzählt hatte, und schmeichelte ihm wegen der eindrucksvollen Bilder, die er gebraucht hätte, von dem uneinnehmbaren Fels Deutschland und den gefährlichen Adern, die ihn durchzögen, und die man ablassen müsse, weil auch der stärkste Fels sonst gesprengt werden könne. Ich hatte immer gehört, dass er eitel sei, und dieser Ruf schien sich mir zu bestätigen.

Mit größter Skepsis

Er wurde immer liebenswürdiger. Dann stieß ich zur Sache vor, sagte etwa, er könne sich wohl denken, dass ich in der Angelegenheit meines Mannes zu ihm gekommen sei. „Ja, ich habe gehört, da kommt jetzt eine Sache Klaus Bonhoeffer, aber ich habe noch nicht näher hineingesehn." – „Ich wollte Sie aufmerksam machen, dass Sie bitte die Protokolle der Staatspolizei mit größter Skepsis lesen möchten, denn ich weiß, wie sie zu Stande gekommen sind." – „Woher wissen Sie das?" – „Ich hole die Wäsche meines Mannes zum Waschen ab … " – „Das glaube ich nicht, was Sie mir da andeuten, das glaube ich nicht, aber wenn da tatsächlich eine verschärfte Vernehmung stattgefunden haben sollte, was ich – wie gesagt – nicht glaube, so werde ich Ihrem Gatten im Termin Gelegenheit geben, zu widerrufen." – „Wird das tatsächlich möglich sein?" – „Aber gewiss, wir haben doch schon öfter Freisprüche erzielt, wenn derlei Dinge nachgewiesen wurden." – „Dann kann ich ganz beruhigt sein."

„Wer wird denn der Verteidiger Ihres Gatten sein?" – „Wir wollten gern Herrn Wergin bitten, aber er hat die Zulassung nicht bekommen." (…) – „Dann wird es wohl eine 20.-Juli-Sache sein? Da haben wir der Einfachheit halber nur eine bestimmte Anzahl von Herren zugelassen, die die Materie genau kennen." – „Mein Mann hat mit dem Attentat vom 20. Juli nichts zu tun. Das war eine reine Angelegenheit der Militärs, und ich weiß nicht, ob Sie die Sympathien des Volks für die Regierung sehr stärken, wenn sie nun alle Leute, die auch nur ganz peripher mit der Sache zu tun hatten, nun umbringen." – „Aber das wollen wir ja gewiss nicht, wir erzielen doch immer wieder mal Freisprüche, wenn es sich herausstellt, dass durch allzu scharfe Vernehmung Protokolle zu Stande gekommen sind, die ein falsches Bild ergeben." – „Ja, eben, dieses Bild fürchte ich. Sie werden es nach der Lektüre eines solchen tendenziös entstellten Protokolls doch vor Augen behalten, auch wenn Sie diese oder jene Einzelheit in Abzug bringen." – „Aber da können Sie ganz beruhigt sein, gnädige Frau, ich stütze mein Urteil nur auf das, was meine eigne Vernehmung ergibt."

„Das ist mir in der Tat sehr beruhigend zu hören. Übrigens, Sie sprachen von Freisprüchen. Ich habe lange von keinem gehört, immer nur von Todesurteilen?" – „Oh nein (dabei sprang er auf), „grade dieser Tage werde ich wieder eine Sache haben, wo ich vielleicht werde freisprechen können!" Ich stand auch auf, unter einigen Dankesphrasen und Höflichkeitsformeln begleitete er mich bis vor die Glastür. Ich hatte Freisler noch gebeten, den Termin etwas zu verlegen, da meine Schwiegermutter sich in sehr schlechtem Gesund-

„Der Führer wünscht, die Sache 20. Juli jetzt schnellstens zu beenden."

heitszustand befand und mein Schwiegervater ihr im Augenblick alle Aufregungen zu ersparen wünschte. Er bedauerte lebhaft, diese Bitte nicht erfüllen zu können, da der Führer ausdrücklich befohlen habe, die Sache 20. Juli jetzt schnellstens zu beenden. (…)

Die gesamte Chronik der Emmi Bonhoeffer von 1944/45 finden Sie mit einer ausführlichen Einleitung und Kommentierung unter: *www.zeitzeichen.net/node/9212*

Foto: picture alliance/Keystone

Foto: akg

Zankapfel Identität

Identität – früher ein eher selten gebrauchter Begriff – ist zu einer wichtigen Vokabel in der politischen Auseinandersetzung geworden: Wer bin ich? Welchem Kollektiv bin ich qua Identität zugehörig? Was bedeutet das für meine Stellung in der Gesellschaft? Sind Menschen mit weißer Hautfarbe privilegiert? Und auch um das Für und Wider der Identitätspolitik wird heftig gerungen.

KLAAS HUIZING

Identität: Was ist das?

Warum neue und ältere Bücher uns helfen, Identität und Identitätspolitik besser zu verstehen.
Seite 24

DILEK GÜNGÖR

Interessiert sie das?

Was das Dorf meiner Eltern in Südostanatolien und meine Kinder mich über Identität lehren.
Seite 27

ULRICH H. J. KÖRTNER

Glaube und Wissen

Christliche Identität kennt die Weisheit des Glaubens und die Grenzen des Wissens.
Seite 30

THOMAS KAUFMANN

Land ohne Ränder

Eine deutsche Identität verschwimmt, auch weil der Nationalstaat geschichtlich die Ausnahme ist.
Seite 33

INTERVIEW

„Du bist doppelt“

Die Autorin Mithu Sanyal über Wohl und Wehe der Identität und gesellschaftlichen Zusammenhalt.
Seite 36

Versuch einer Entgiftung

Über Identität und Identitätspolitik

KLAAS HUIZING

Die toxisch gewordene Debatte zur Identitätspolitik lässt sich zumindest teilweise entgiften, wenn man etwa die Logik des Jahrhundertbuchs „Theorie der Gerechtigkeit“ von John Rawls ernst nimmt und Romane junger Autorinnen mit Migrationshintergrund, die sich erst in jüngster Zeit mit dem Thema Identität auseinandergesetzt haben. Das meint Klaas Huizing, der mit anderen den Masterstudiengang Diversitätsmanagement, Religion und Bildung an der Universität Würzburg leitet.

Wörter können ranzig werden. Wesen ist so ein Wort. Aus dem Mundraum ist es in der Postmoderne verbannt worden. Titel wie: *Das Wesen des Menschen* sind vom Markt verschwunden oder verstauben in Antiquariaten oder werden bei *booklooker* zu einem demütigenden Preis angeboten. Und auch die liebgewonnene Rede von der *Bestimmung des Menschen* im Theologensprech wird nur noch von bestimmten Alterskohorten bedient. Entessenzialisierung oder Fluidierung lauteten die Stichwörter der Stunde, und auch der Begriff Identität bekam einen Relaunch verpasst. Dann setzte eine Dialektik der Aufklärung ein, in deren Folgen die drohende Essenzialisierung ein fröhliches Comeback feierte.

Identität machte einen Twist zur Identitätspolitik. In Fragen von race, gender und Klasse wird jetzt vieltönend ein Alleinvertretungsanspruch der jeweils Betroffenen, sprich: der Opfer eingeklagt, weil nur diejenigen, die Ausgrenzungen erfahren haben, Auskunft geben können. Gefordert und gefördert wird diese Sicht etwa von einer kulturaffinen Gruppe der Grünen und Linken, eine andere, vertreten durch Sahra Wagenknecht, glaubt die Probleme lösbar, wenn man die ökonomischen Bedingungen sehr grundsätzlich ändert, bitteschön. Konservative fremdeln mit dieser Sicht auf die Besonderung, Rechte instrumentalisieren sie für Ausgrenzungsmoves.

Wie kompliziert ein Umgang mit einer Weltsicht ist, die die Besonderung ins Zentrum stellt, zeigt ein Blick in die Rechtswissenschaft. Doris Liebscher, Leiterin der Ombudsstelle für Gleichbehandlung und gegen Diskriminierung (LADS) in der Berliner Senatsverwaltung, hat in einem feinen Essay gezeigt, wie Antidiskriminierungsgesetze dazu neigen, typische Gründe für Diskriminierung zu sammeln und zu kategorisieren. Durch diese Essenzialisierung fallen Personen, die diesem Raster nicht entsprechen, heraus. Hier droht eine neue Stigmatisierung in der Rechtsprechung Einzug zu halten, die nur verhindert werden kann, wenn man mit offenen, kontextsensiblen Listen von Gründen für Diskriminierung arbeitet. Schutz gegen problematische Essenzialisierungen bieten zweitens Ansätze, die intersektionell arbeiten, also gender, race und Klasse in ihrer Vernetzung in den Blick bringen.

Die toxisch gewordene Debatte zur Identitätspolitik lässt sich zumindest teilweise entgiften, wenn man die präventivlogische Brille ausprobiert. In seinem Jahrhundertbuch *Theorie der Gerechtigkeit* entwirft John Rawls – in den ersten Jahren seiner publizistischen Offensive war Rawls übrigens ein entschiedener Anhänger der dialektischen Theologie – den Mythos über einen Urzustand, in dem die Menschen über eine gerechte und faire künftige Gesellschaftsordnung entscheiden sollen. Die Pointe ist: Sie vollziehen diese Entscheidungen unter dem Schleier des Nichtwissens, wissen also nicht, in welcher Position sie später im Leben agieren. Über ihre Identität – etwa Status, Hautfarbe, Geschlecht, Fähigkeiten, Wohlstand, Gruppenzugehörigkeit – bleiben sie im Unklaren.

Das Spielerische des Ästhetischen

In einem kämpferischen Essay *Identität im Zwielicht* hat Jörg Scheller im Rekurs auf Rawls geschrieben: „Ob Schleier, Wolken oder Nebel – nur wer in der Lage ist, die eigene Identität temporär zu suspendieren und einen hypothetischen Urzustand zu imaginieren, in welchem alle Menschen ihre eigene Identität nicht kennen, kann identitätsübergreifende Gerechtigkeitsprinzipien entwickeln. Hier berührt die strenge, systematische Philosophie das Offene und Spielerische des Ästhetischen."

Wer einmal über das Buffet der Möglichkeiten für die eigene Identität nachdenkt, wird sensibel auch für Möglichkeiten, die nicht im faktischen, schicksalhaften Spielraum der eigenen Möglichkeiten liegen. Problematisch finde ich deshalb den Alleinvertretungsanspruch der Betroffenen in identitätspolitischen Fragen. Diese Einstellung verkleinert erstens den Raum der öffentlichen Debatte und unterschätzt zweitens kräftig die menschliche Phantasie und Empathie. Warum soll ich, ein weißer älterer Mann mit niederländischer Herkunft, nach professioneller Recherche nicht einen Roman über eine Schwarze Frau in einem Township in Johannesburg schreiben können und warum nicht eine Schwarze Schriftstellerin einen Roman über einen arbeitslosen Weißen in Kapstadt? Eine offensive Verkennung menschlicher Phantasie landet schnell bei Berufsverboten.

Für seine Ambiguitätsflexibilität gelobt und ausgezeichnet wird seit einigen Jahren der Resonanzbegriff. Ideen des Leib-Phänomenologen Hermann Schmitz und einen Vertreter der an Merleau-Ponty anschließenden Phänomenologie wie Bernhard Waldenfels aufnehmend, pointiert der Soziologe Hartmut Rosa die Qualitäten der Resonanzvokabel in seinem sprachmächtigen Buch *Resonanz. Eine Soziologie der Weltbeziehung*: „Der nicht-essentialistische, offene Charakter des Resonanzbegriffs erlaubt es auch, die problematischen Seiten der Identitäts- oder Authentizitätskonzepte zu vermeiden: Während die Vertreter der Letzteren Weltbeziehungen nur dann als nichtentfremdet verstehen können, wenn sie zu einem gegebenen Selbst oder einer Gemeinschaft passen, diesen entsprechen oder sie verstärken, begreift die Resonanzidee beide Seiten der Beziehung als wandelbar: Selbst und Welt können sich fortgesetzt verändern und doch in Resonanz bleiben, und mehr noch, es sind just Resonanzerfahrungen und -beziehungen, durch die sie sich wechselseitig (im Sinne einer Anverwandlung) transformieren. Die Antwortbeziehung besteht dabei gerade nicht zwischen Gleichen oder Identischen (das entspräche einer stummen Echo-Beziehung), sondern zwischen Differenten, aber Antwortenden." Für Rosa wird damit „das Resonanzverlangen als Grundmotiv hinter dem Identitäts- und Authentizitätsverlangen sichtbar".

Auch Lesende stehen in einem resonanten Antwortverhältnis. Romane sind Irritations- und Empathiemaschinen, die mit großer Bildkraft und Sprachmacht beides, selbstverständlich gewordene Wahrnehmungsweisen und auch liebgewonnene Selbstbilder, hinterfragen. Sehhilfen bieten aktuell drei Romane von Format: Hengameh Yaghoobifarah: *Ministerium der Träume;* Sharon Dodua Otoo: *Adas Raum*; Mithu Sanyal, die das Thema ironisch gebrochen im Titel ihres Romans führt: *Identitti*. Ich konzentriere mich auf den Roman der Bachmann-Preisträgerin Otoo, der mit vielen Finten und diversen Einfällen lockt.

Okay. Ich gebe es zu. Ich bin berufsbedingt besonders empfänglich für gegenwartssatte Romane, die auch die Figur Gott/Göttin als Fachkräfte für Identitätsfragen auftreten lassen, bei Otoo ist es Gott und als sein Agent der Weltgeist als Erzähler. Die Romanfigur von Mithu Sanyal unterhält sich gerne mit der indischen Göttin Kali (diese Göttin spielt übrigens im zweiten Spielfilm der Beatles: *Help!* die entscheidende Rolle). Yaghoobifarah orientiert sich lieber an den Heroen der Musik, der ‚abgewetzte Hafiz-Band' ihres im Iran ermordeten Vaters bleibt auf dem Nachttisch der Mutter zurück, sie versucht, als queere Türsteherin ihren Alltag auf die Reihe zu bekommen.

Im Roman von Otoo, eine Schwarze Autorin und gebürtige Britin, die seit fünfzehn Jahren in Berlin lebt, inkarniert oder materialisiert sich der Weltgeist in drei Gegenständen: einem Reisigbesen, einem Türklopfer, Zimmerwänden eines Raumes – kurzfristig auch in einem Frühstücksei. Aus diesen überraschenden Erzählperspektiven wird die Geschichte von vier Frauen,

Der Weltgeist macht in Otoos Roman eine Bildungsgeschichte durch.

zwei Schwarze Frauen, zwei Weiße Frauen, erzählt, die alle Ada heißen und in einem Zeitraum von sechs Jahrhunderten an unterschiedlichen Orten einen Spielraum für ihr Leben erobern wollen: Adas Raum eben.

Der materialisierte Weltgeist ist ein teilnehmender Beobachter, der, das ist meine Lieblingsstelle, eine eigene Bildungsgeschichte durchmacht. Von Gott, der im Roman gerne selbst die Form einer Brise annimmt, gefragt, welche Form er aktuell wählen möchte, antwortet der: „Ich wusste es sofort.

Foto: picture alliance/imageBROKER

Irgendetwas, was Freude bringt, sagte ich. Über die Jahrhunderte hatte ich mitbekommen, wie glückliche Wesen aussahen. Der Zustand schien ansteckend zu sein. Und mit Sicherheit, dachte ich, würde es mir das Weiterkommen erleichtern, wenn ich mehr Wert auf Bejahendes legen könnte. Meine Begegnungen mit Lebenden waren immer ertragreicher, wenn ich Glücksgefühle in ihnen ausgelöst hatte." Beispiele? Gerne. „Eine Kuscheldecke, ein positiver Asylbescheid oder Top-Surgery genügen, um Wärme, Erleichterung oder Begeisterung hervorzurufen."

Diese Kunst, blickt man auf den ganzen Roman, ist durchaus ausbaufähig, denn das Leiden des Personals drängt sich in allen Geschichten mächtig nach vorne. Und die neue Form des Weltgeistes? Ein Pass. Die Geschichte der vierten Ada. Die vierte, hochschwangere Schwarze Ada, erneut eine Ghanaerin, scheint die glücklichste zu sein, denn diese Ada ist die stolze Besitzerin eines Reisepasses, hält also den Weltgeist in Händen: „2019 wurde ich zu einem glänzenden nagelneuen britischen Reisepass. Ich bekam einen bordeauxroten mit goldfarbenen bedruckten Buchstaben auf der Vorderseite. Die Darstellung eines Löwen und eines Einhorns, die jeweils auf ihren Hinterbeinen links und rechts von einer Krone standen, fand ich seltsam. Ist wohl Teil einer männlichen Phantasie, dachte ich und stellte sie nicht infrage. Ich konzentrierte mich stattdessen auf die Freude in Adas Augen, als sie sich mit beiden Händen an mich klammerte." Dann regt sich Nachdenklichkeit: „Anfangs fand ich es seltsam, dass ich so viel Anerkennung von Ada bekam. Ich war ein guter Pass, sicherlich. Aber doch nicht besser als ein Mensch?" Sharon Dodua Otoo erzählt die Identitäts-Geschichte der vier Adas (Kurzform eines hebräischen Namens, der *die vom Herrn Geschmückte oder Schönheit, Zier* bedeutet) als Geschichte der Gewalt, Ausbeutung und Unterdrückung. Die ersten drei Adas kommen durch Schüsse weißer Männer um. Das nicht kleine Kunststück besteht darin, diese Enge erzeugenden Geschichten durch weitenden Humor aufzuhellen. Dafür ist zuständig der materialisierte Weltgeist. Und was ist mit dem Glauben an Gott?

Mit dem Reisepass hält Ada den Weltgeist in den Händen.

„‚Für mich', antwortete Ada" ihrer Schwester, „als sie gemeinsam den Fahrstuhl verließen, ‚ist die viel interessantere Frage: Glaubt Gott wirklich an uns?'"

Als ein Entgiftungsmittel für identitätspolitische Diskurse werbe ich also für Romane (aber auch für Theaterstücke oder Netflix-Serien), die Selbstbilder hinterfragen und Transformationsprozesse auslösen. Wer die Phantasie feiert, kann nicht stur und giftig sein.

Coda: Könnte es sein, dass sich der Weltgeist erneut in einem Pass materialisiert? Jetzt in einem Impfpass? Als ich diesen Pass in Händen hielt, war mir nach Springen zumute. Ein nicht zu bändigendes Gefühl der Freude durchzog meinen Körper. Ich hatte eine sichere Identität. In dem Augenblick konnte ich erahnen, was es bedeutet, wenn Geflüchtete einen Pass in Händen halten und save sind.

LITERATUR UND HINWEIS

Jörg Scheller: Identität im Zwielicht. Perspektiven für eine offene Gesellschaft, München 2021.

Zusammen mit seinen Kollegen Ilona Nord und Dr. Michael Bauer leitet Klaas Huizing den Masterstudiengang Diversitätsmanagement, Religion und Bildung an der Universität Würzburg. Der Master wird finanziell gefördert von der bayerischen Landeskirche.

Foto: dpa

Die beiden Autorinnen Sharon Dodua Otoo (rechts) und Mithu Sanyal in Potsdam auf dem Literaturfestival LIT:potsdam 2021.

Wer ich bin

Meine Kinder interessiert das Dorf meiner Eltern in Südostanatolien nicht. Schade

DILEK GÜNGÖR

Es ist nicht so einfach mit der Herkunft und Identität: „Wenn man mich fragt, woher ich sei, sage ich manchmal, aus Schwäbisch Gmünd. Oder aus Deutschland, aber meine Eltern kommen aus der Türkei. Südostanatolien. Ü-o-a-a-o-i-e. Der Mund hat viel Arbeit bei diesem Wort.“ Ein Essay von der Berliner Autorin Dilek Güngör.

Wer ich bin, werde ich selten gefragt. Begegne ich jemandem zum ersten Mal, fragt man mich nach meinem Namen, nach meiner Arbeit und danach, woher ich sei. Ich sage, ich komme aus Berlin. In Berlin sage ich Mitte. Wenn ich denke, es sei relevant, antworte ich, aus der Nähe von Stuttgart. Manchmal sage ich, aus Schwäbisch Gmünd. Oder aus Deutschland, aber meine Eltern kommen aus der Türkei. Südostanatolien. Ü-o-a-a-o-i-e. Der Mund hat viel Arbeit bei diesem Wort. Wenn jemand fragt, woher genau aus der Türkei, sage ich Gaziantep. Und wenn ich weiß, da fragt jemand nach dem Dorf, nenne ich den Namen des Dorfes. Hıyam, den alten. Niemand in meiner Familie benutzt den neuen, auch wenn der Name längst nicht mehr neu ist. Bei meinem letzten Besuch in diesem Dorf fragte mich im Minibus ein Mann, aus welchem Haus ich sei. Wessen Tochter, wessen Frau. Meinen Mann kennt keiner dort, und auch an meinen Vater wird sich kaum jemand erinnern. Ich nannte seinen Namen trotzdem.

Als die Mutter meines Vaters im Sterben lag war ich noch einmal dort. Vor sieben Jahren, seither nicht mehr. Ich weiß nicht, wann ich wieder hinfahre. Ich würde das Dorf gern meinen Kindern zeigen, aber ich möchte nicht wie eine Fremde durch die Straßen gehen und auf Häuser zeigen, in denen mich niemand kennt.

„In diesem Haus hat meine Tante gewohnt“, sagte meine Mutter, als wir vor langer Zeit eingehakt durch das Dorf spazierten. Wir fielen auf, sie im weißen Leinenhemd, ich in irgendwas, dem man sofort ansah, dass es nicht von hier war. In einer Tür standen zwei Frauen und fragten uns, wer wir seien, wen wir suchten. Und die beiden Männer, denen wir auf dem Weg begegneten, waren, wie sich herausstellte, die Söhne von Cousins meiner Mutter. Fremde für mich und Fremde für sie. „Wir hätten nicht gewusst, wer du bist“, sagten sie zu meiner Mutter. „Ich habe euch zuletzt als Kinder gesehen“, sagte sie. Bei diesem Dorfspaziergang hatte ich mich nicht für das Haus meiner Großtante interessiert und hatte wenig Lust, mir das Schulgebäude von innen anzusehen. Auch meine Kinder interessieren sich nicht für das Dorf.

Trotzdem möchte ich zu ihnen sagen, hier stand das alte Haus meiner Großeltern und hier haben wir uns in den Sommerferien *horoz şeker* gekauft. Große, rote Lollis, die aussehen wie ein Hahnenkamm aus Glas. Die Kinder werden nicht wie Touristen in meiner Erinnerung herumgehen wollen, und ich werde ihnen alles zeigen wollen, was für andere fremd und komisch war, als ich so alt war wie sie. Ich werde ein wenig übertreiben, weil man das tut, aus lauter Nostalgie. *Horoz şeker* schmeckte mir nicht besonders, ich wollte keinen süßen Hahnenkamm, ich nervte meine Eltern die ganzen Ferien mit der Frage, warum es in dem Laden keine Nutella gab. Das werde ich den Kindern auch erzählen, damit sie wissen, dass mich ihre Gleichgültigkeit nicht stört. Vielleicht kommen sie dann mit.

Meine Wurzeln liegen nicht in diesem Dorf, ich stelle mir nicht vor, dass Menschen Wurzeln haben. Dieses Dorf war und bleibt mir fremd, und doch geht von ihm ein Sog aus. Er saugt meine Eltern an, so kräftig, dass auch ich in seinen Strudel gerate. Vielleicht täusche ich mich, vielleicht spüren sie keinen Sog, und das, was ich mit diesem Ort zu schaffen habe, ist ganz und gar meins. An diesen Ort habe ich meinen Ursprung gesetzt. Wie an einem Fluchtpunkt treffen sich dort alle Fäden, hier liegt der Anfang meiner Familie. Was Unsinn ist, es gibt ja keinen Anfang. Im Anfang war das Wort, aber das hätte Großvater nicht gelten lassen. Ich verschwieg ihm, dass ich in der Schule in den evangelischen Religionsunterricht ging und dienstags in den Schülergottesdienst. In

Dieses Dorf war und bleibt mir fremd, und doch geht von ihm ein Sog aus.

unserer Schule besuchte jedes Kind entweder den evangelischen oder den katholischen Religionsunterricht, und dienstags vor dem Unterricht ging die ganze Schule gemeinsam in die Kirche. Ob man an Gott glaubte oder nicht. Oder an Allah. Großvater sagte: „Das sind zwei Namen, die dasselbe bedeuten“ und ich hatte Angst, er könnte mich bitten, ein muslimisches Gebet aufzusagen. Ich wusste keines, ich konnte nur das Vaterunser. Das sagte ich ihm nicht. Er fragte: „Geht Dein Vater in Deutschland in die Moschee? Fasten Deine Eltern? Beten sie?“ Ich antwortete ihm mit ja. Angelika, meine beste Freundin, würde nach den Ferien wie immer für mich mitbeichten.

Ich glaube nicht an Wurzeln, nicht an Allah und auch nicht an Gott. Aber sollte ich mich täuschen, bin ich mir sicher, dass mich Allah zwischen den Sünderinnen und Sündern herausziehen, mich mit Großvaters weißen Brauen ansehen und „Komm du mal hier rüber zu mir“ sagen wird. Und Gott wird mir nicht helfen können. Unentrinnbar ist das, was mir als meine „eigentliche“ Religion, mein „eigentlicher“ Fleck auf dieser Erde scheint. Unentrinnbar und selbstgewählt. Es kostet Kraft, aus diesem Strudel herauszuschwimmen.

Schwäbisch Gmünd, meine Geburtsstadt, hat diese Saugkraft nicht. Dieser Ort ist nicht mein Anfang, hier komme ich nicht her, obwohl ich genau dort herkomme, aus dem Bauch

Foto: picture alliance/Sodapix AG

meiner Mutter direkt in den Kreissaal des hübschen Margaritenhospitals. Die Stadt ist mir vertraut, der Marktplatz, der Brunnen und das Rathaus, die Straßen und der Bus Nummer 4. Immer, wenn ich dort bin, zeige ich meinen Kindern meinen ehemaligen Kindergarten, meinen Hort, meine Schule und die Bushaltestelle, an der ich jeden Morgen ein- und jeden Nachmittag wieder ausgestiegen bin. Sie protestieren nicht mehr, sie hören schon nicht mehr zu und haben kleine weiße Kopfhörer im Ohr. Ich frage mich, ob sie eines Tages mit ihren Kindern durch Berlin-Mitte gehen und auf ihre Schule, ihren Spielplatz und auf das Schwimmbad in der Gartenstraße zeigen werden. „Schaut, und hier habe ich mein Seepferdchen gemacht."

Neben allem, was ich bin und wer ich bin und was ich mag und was ich kann, was mir Angst macht und was andere über mich sagen, hat das Türkische das größte Gewicht in meinem Selbstverständnis. Es zieht alles mit sich mit. Das hätte es nicht, wäre ich in der Türkei großgeworden, dort wäre es ein Merkmal unter anderen gewesen. Wie bei meinen Cousinen. Das, was ich als „das Türkische" bezeichne – dieses Land und dieses Dorf, die Sprache und die Religion –, hätten sich nicht zu einem fernen Fixpunkt gebündelt, auf den ich mich unentwegt beziehe.

Dieses Gewicht habe ich dem Türkischen nicht allein gegeben, dazu haben viele mit kleinen Gewichtstücken beigetragen. Meine Eltern, die, als sie neu in Deutschland waren, sicherlich viel von der Türkei gesprochen haben und für die die Frage, wohin wir wirklich gehörten, erst Jahre später relevant wurde. Man sprach von uns und mit uns, und nie fehlte der Bezug zur Türkei. „Du als Türkin" oder „ihr Türken".

Bis ins Erwachsenenalter, die ersten zwanzig Jahre meines Lebens, war es völlig normal, dass uns Nachbarn fragten, ob wir im Sommer wieder in die Heimat fahren würden. Dass es sowohl für die anderen als auch für mich klar war, ich bin nicht von hier, obwohl ich genau das war. Das geht. Man lernt, in Gegensätzen zu denken und zu leben, von Anfang an. Schon im Kindergarten wusste ich, dass es etwas Unerhörtes hatte, dass ich so gut Schwäbisch schwätza konnte. Und dass dieses verwunderte Lob kein Grund zur Freude war.

Immer die gleiche Frage

Und am Telefon stets die Großeltern, die noch mit achtzig Jahren fragten, wann ihre Tochter und ihr Sohn endlich wieder zurückkommen würden. Die Tanten, die Onkel, Cousinen und Cousins, immer die gleiche Frage, fast pflichtschuldig, wie Danke und Bitte.

Statt zu sagen, ich käme aus und ich wäre und ursprünglich und eigentlich, statt also zu antworten wie immer und dann wieder in diesem Dorf zu landen, könnte ich den Fixpunkt sprengen und einmal ganz anders von mir erzählen.

Ich schaue mir gern Kleider in Boutiquen an, aber es ist mir unangenehm, sie mit leeren Händen wieder zu verlassen. Ich drehe eine zweite Runde, halte mir eine Bluse vor die

Ein Dorf in Südostanatolien – ähnlich dem Dorf ihrer Eltern, sagt die Autorin.

Brust oder sehe mir einen Rock genauer an und schiebe den schweren Moment hinaus. Im Schreibwarenladen suche ich lange nach Umschlägen mit Fenster, nie kann ich mich überwinden, die Frau an der Kasse zu fragen. Ich bin schüchtern, aber ich habe keine Scheu vor Mikrofonen oder Publikum. Oft frage ich meine Freunde, ob sie finden, dass ich zu viel rede. Oder wirres Zeug. Meine Freunde sind höflich und sagen nein.

Gummibärchen mag ich nicht, aber Kartoffelchips esse ich gern, die großen, die in der Tüte ganz geblieben sind. Die zerkrümelten schütte ich mir in die hohle Hand und kippe sie mir in den Mund. Am Morgen fühle ich mich besser als am Nachmittag, ich gehe gerne früh schlafen und bewundere Menschen, die bis zwei Uhr wach bleiben können. Nachts stehe ich manchmal schlaflos am Fenster und gucke in die Nachbarsfenster, um zu sehen, ob noch wer wach ist außer mir. Ich habe Angst, jemandem Böses zu wünschen, weil meine Wünsche oft schon in Erfüllung gegangen sind. Manchmal wünsche ich anderen dennoch Böses und sage mir, ihnen wird schon nichts passieren, das ist ja reiner Aberglaube.

So käme man ins Gespräch mit anderen Menschen, viel besser und auf viel interessantere Weise als mit unseren üblichen Fragen nach Beruf und Familie und Wohnort und Urlaub. Wir könnten uns kennenlernen, wie wir es als Kinder getan haben. Im Spiel, beim gemeinsamen Tun und zusammen Machen. Den ganzen Abend zusammen essen und trinken und reden und tanzen und lachen und im Garten sitzen. Und hinterher nicht einmal wissen, wie die andere oder der andere heißt. Was könnten wir erfahren, von dieser Frau mit dem weißen Rock, dort drüben, am Stehtisch?

Vielleicht, dass sie, bis sie 14 war, Eishockey gespielt und nach einem Unfall aufgehört hat. Dass sie Jahre schon nicht mehr auf dem Eis war. Dass sie Dialekte mag und immer versucht zu erraten, woher jemand kommt. Oder sich für Zugfahrpläne interessiert. Spargel mag und Ausschlag von Erdbeeren bekommt. Dass sie bei offenem Fenster schläft oder dass sie Angst vor Hunden hat. Dass sie ihre Hände schön findet, schielen kann und fließend Arabisch spricht.

So könnte ich dem Strudel entkommen. Ich würde gerne wieder malen. Oder zeichnen. Oder beides. Was haben Sie als Kind gern gemacht und aufgehört? Was würden Sie gerne wieder beginnen? Ja, so vielleicht.

LITERATUR

Dilek Güngörs neuestes Buch „Vater und ich“ ist gerade im Verbrecher Verlag Berlin erschienen, hat 104 Seiten und kostet Euro 19,–.

Sache des Glaubens

Bausteine christlicher Identität heute

ULRICH H. J. KÖRTNER

Die christliche Identität entscheidet sich nicht am Unterschied zwischen Glauben und Wissen. Glauben im christlichen Sinn ist vielmehr der Begriff für die Gewissheit und das bedingungslose Vertrauen auf Gott als Grund unseres Lebens und der ganzen Welt, meint Ulrich H. J. Körtner, Professor für Systematische Theologie an der Universität Wien.

Foto: akg

Wer nichts weiß, muss alles glauben, sind die beiden Physiker Werner Gruber, Heinz Oberhummer und der Kabarettist Martin Puntigam überzeugt. Das Trio begründete die „Science-Busters", die zur Atheismusszene gehören und mit ihren Bühnenprogrammen durch Österreich, Deutschland und die Schweiz touren. Glauben, so lautet eine gängige Redensart, heißt nicht wissen. Aber die Entgegensetzung von Glauben und Wissen ist ebenso vordergründig falsch wie hintergründig richtig. Zu fragen ist ja nicht nur, was „Glauben", sondern auch, was „Wissen" heißt.

Im christlichen Sinne meint Glauben das bedingungslose Vertrauen auf Gott als den Grund unseres Lebens und des Seins der ganzen Welt. Glaube ist der biblische Begriff für Gewissheit. Die Gewissheit des Glaubens betrifft nicht unser Wissen über die objektiv beschreibbare Wirklichkeit, sondern die Frage nach dem Sinn, dem Grund und der Bestimmung dieser Wirklichkeit und unseres Daseins. Wir können auch sagen: Der Glaube betrifft das Gewissen, das um Schuld und Vergebung ringt. Er ist sich der Erlösung und bedingungslosen Annahme durch Gott gewiss. Diese Gewissheit gibt durchaus etwas zu wissen und zu denken. Es gibt allerdings verschiedene Arten des Wissens: theoretisches Wissen, technisch-praktisches Wissen und religiöses Erlösungswissen. Wir können auch zwischen einem instrumentellen und einem Orientierungswissen unterscheiden. Werden diese unterschiedlichen Wissensformen nicht miteinander verwechselt und vermischt, entpuppt sich der Gegensatz zwischen Glauben und Wissen als Scheinkonflikt.

Die Kirchen haben diesen Scheinkonflikt freilich selbst dadurch gefördert, dass sie sich anfangs gegenüber den Kenntnissen der neuzeitlichen Natur- und Geschichtswissenschaft verschlossen haben. Die europäische Aufklärung hat dem Christentum einen Lernprozess abverlangt, der letztlich zu einem tieferen Verständnis des Glaubens geführt hat. Auch eine in hohem Maße durch wissenschaftliche Erkenntnisse geprägte Gesellschaft ist auf Sinnstiftung angewiesen, welche die Wissenschaft nicht zu leisten vermag. Das ist das Paradox der modernen Wissensgesellschaft. Sie kann nicht ohne die Ressource Vertrauen bestehen und letztlich auch nicht ohne Hoffnung. Allerdings macht die Wissenschaft immer wieder Versprechungen und weckt Hoffnungen, die über die Grenzen des Wissbaren hinausreichen. Hier deutet sich an, dass auch das moderne Wissen auf Glauben angewiesen bleibt. Bestes Beispiel ist die Ökonomie. Vieles auf den Finanzmärkten ist reine Glaubenssache. An den Börsen wird auf die Zukunft spekuliert. Aktienkurse sind keineswegs nur ein Index für zusammengetragene Informationen, sondern immer auch ein Indikator für Zukunftshoffnungen und -ängste. Der Wert des Geldes ist eine Frage des Vertrauens in den Staat, die Banken und die Währungshüter. Jeder Kredit ist buchstäblich eine Glaubenssache, kommt doch das Wort vom lateinischen „credo" (ich glaube). Die Kreditwürdigkeit eines Kunden ist nur bis zu einem gewissen Punkt objektiv kalkulierbar. Letztlich spielen immer auch die persönliche Vertrauenswürdigkeit des Kreditnehmers und die Vertrauensbereitschaft des Gläubigers eine Rolle. Zwischen Gläubiger und Gläubigem besteht eben eine innere Verwandtschaft.

Kein blinder Glaube

Zwischen Glauben und Glauben gilt es freilich zu unterscheiden. Wir kennen den blinden Glauben, das blinde Vertrauen, das möglicherweise zu einem bösen Erwachen führt. Es gibt aber auch einen starken und tief empfundenen Glauben, der auf persönlicher Erfahrung beruht. Gläubige Menschen sind in der Regel keine Einfaltspinsel, und ein reflektierter und bewusst gelebter Glaube hat seine Gründe, über die er auch gedanklich Rechenschaft geben kann. Rational unumstößlich beweisbar wird er freilich nicht, Glaube und Vertrauen bleiben letztlich eine Frage der Herzensgewissheit. Man könnte meinen, der

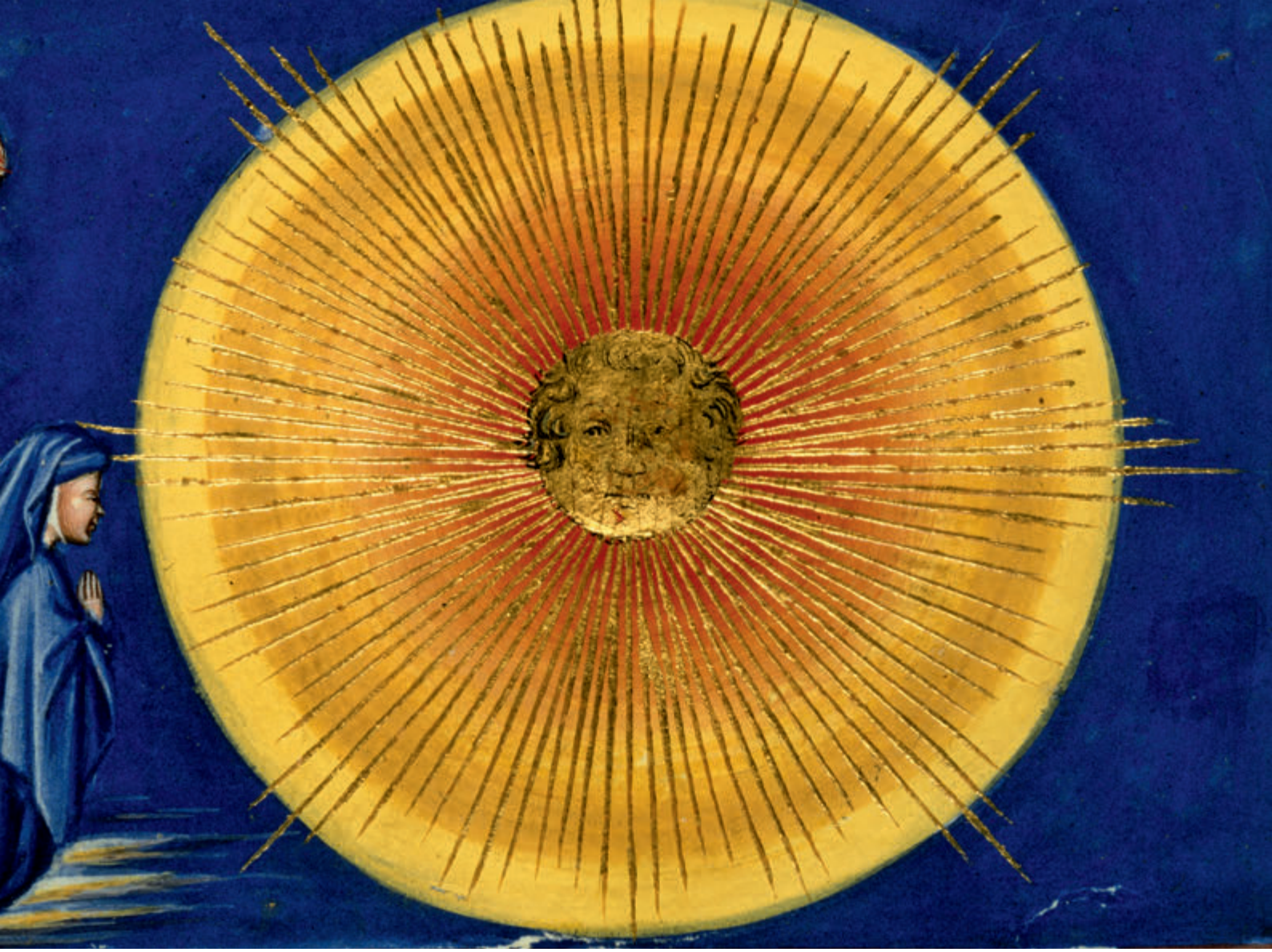


Illustration von Giovanni di Paolo für eine Ausgabe von Dantes „Göttlicher Komödie“, um 1438/44.

Widerpart des Glaubens sei der Zweifel. Doch so einfach liegen die Dinge nicht. Der Zweifel kann ein Ausdruck fehlenden Glaubens sein. Er kann sich sogar bis zur Verzweiflung steigern, die im Leben keinerlei Sinn sieht. Der dänische Philosoph Søren Kierkegaard (1813–1855) hat die unterschiedlichen Spielarten der Verzweiflung als Gestalten der Sünde beschrieben, wobei unter Sünde nicht ein moralisches Fehlverhalten, sondern ein Mangel an Gottvertrauen zu verstehen ist. Wir können auch sagen: Sünde ist Gottvergessenheit oder Blindheit für Gottes gütige Gegenwart. Der Zweifel kann aber auch ein Moment des Glaubens sein. Zum Glauben im biblischen Sinne gehört die Gabe der Kritikfähigkeit. Christlicher Glaube ist kritischer Glaube. Kritikfähigkeit aber besteht in der Fähigkeit zu fragen, und das heißt, recht verstanden, in der Fähigkeit zu zweifeln.

Der Zweifel gehört auch insofern zum Glauben, als es nach biblischem Zeugnis keinen unzweifelhaften Glauben gibt. Der Glaube kann im Lauf des Lebens immer wieder zweifelhaft werden. Das hat Martin Luther (1483–1546) als Anfechtung bezeichnet und eindrucksvoll beschrieben. Gottes Gegenwart ist nicht immer unzweifelhaft gewiss, weil uns Gott oftmals verborgen ist. In solchen Momenten sehen sich gläubige Menschen auf die Probe gestellt, gegen allen Augenschein das Vertrauen auf Gott nicht zu verlieren. Die Anfechtung kann regelrecht zur Zerreißprobe werden zwischen dem, was die Bibel und die Glaubensgeschichte des Christentums bezeugen, und der eigenen Lebens- und Welterfahrung. Allerdings steht die Gewissheit vor jedem Zweifel, wie schon der Philosoph Ludwig Wittgenstein (1889–1951) ausgeführt hat. Um etwas bezweifeln zu können, braucht es eine Grundlage, die man im selben Moment nicht in Zweifel zieht. Vor dem Zweifel steht das Vertrauen oder, wenn man so will, eine Form des Glaubens.

Ohne Vertrauen oder, wenn man so will, ohne Glauben kann kein Mensch leben. Die Frage lautet nur, worauf ein Mensch im Leben und Sterben vertraut, zu wem oder zu was er Vertrauen fasst. Martin Luther hat erklärt, worauf oder auf wen jemand sein ganzes Vertrauen setzt, das sei sein Gott – gleich, ob er für diesen letzten Anker im Leben das Wort Gott gebraucht oder nicht. So gesehen gibt es keinen Menschen, der nicht irgend-

Selbst die vermeintlich ganz und gar säkulare moderne Welt ist voll von Göttern.

einen persönlichen Gott hat, und selbst die vermeintlich ganz und gar säkulare moderne Welt ist voll von Göttern. Es macht aber einen großen Unterschied, welchen Gott man verehrt, sei es den Gott des Geldes, sei es das Recht des Stärkeren, die eigene Nation, das Streben nach Ruhm, moralische Werte – oder aber den Gott der Bibel. Es steht also Glaube gegen Glaube. Selbst der moderne Atheismus ist, so betrachtet, noch eine Gestalt des Glaubens, und der von Friedrich Nietzsche (1844–1900) verkündete Tod Gottes bedeutet mitnichten, dass die säkulare Moderne allen Glauben hinter sich gelassen hätte. Nur glaubt

sie nicht mehr an den einen Gott, sondern an viele Götter. Man nennt sie Werte oder Ideale. Das Verlangen in der heutigen „Erlebnisgesellschaft“ (Gerhard Schulze) richtet sich auf das subjektive Erleben von Sinn, Authentizität und Daseinsglück. Vor gut einhundert Jahren schrieb der Soziologe Max Weber (1864–1920): „Die alten vielen Götter, entzaubert und daher in Gestalt unpersönlicher Mächte, entsteigen ihren Gräbern, streben nach Gewalt über unser Leben und beginnen untereinander wieder ihren ewigen Kampf. Das aber, was gerade dem modernen Menschen so schwer wird, und der jungen Generation am schwersten, ist: einem solchen Alltag gewachsen zu sein. Alles Jagen nach dem ‚Erlebnis‘ stammt aus dieser Schwäche.“ Diese Beschreibung passt auch auf unsere Gegenwart.

Der Kampf der aus ihren Gräbern entstiegenen Götter, von dem Max Weber sprach, ist die moderne Wiederkehr des Polytheismus, der Vielgötterei. Keineswegs hat jeder nur seinen einzigen Gott, und nicht jeder Glaube ist im gehaltvollen Wortsinn religiös. Es gibt gleichermaßen religiöse wie nichtreligiöse Antworten auf letzte Sinnfragen. Und diese Antworten, seien sie religiös oder nichtreligiös, sind keinesfalls alle gleich wahr, gleich gut und lebensdienlich. Wer im christlichen Sinn auf Gott vertraut, hofft nicht ins Blaue hinein, sondern setzt sein Vertrauen auf den Gott, der sich nach christlicher Überzeugung in Jesus von Nazareth als alles bestimmende Macht der Liebe offenbart hat, die den ganzen Kosmos umspannt. Und das ist Teil einer wie auch immer gestalteten christlichen Identität. Solcher Glaube

entsteht nicht mit innerer Notwendigkeit, aber es ist eine Option, wie der Philosoph Charles Taylor und der Soziologe Hans Joas sagen. In Verbindung mit dem Glauben ist das Wort Option freilich missverständlich. Wir gebrauchen es zum Beispiel im Wirtschaftsleben, wo wir zwischen verschiedenen Waren und Dienstleistungen, die auf dem Markt angeboten werden, frei wählen können. Auch Religionen treten heute marktförmig auf. Die Religionsökonomie – eine Teildisziplin der Religionswissenschaft – betrachtet sie als Anbieter auf dem Markt der religiösen und weltanschaulichen Möglichkeiten (und Unmöglichkeiten), die zueinander in Konkurrenz stehen, teilweise aber auch kooperieren. Im christlichen Sinne zu glauben ist freilich nicht das Ergebnis eines distanzierten Abwägungsprozesses, der Vor- und Nachteile des Glaubens einer Kosten-Nutzen-Analyse unterzieht. Recht verstanden ist der Glaube eine unmögliche Möglichkeit, weil er nur dort entsteht, wo ein Mensch von Gott als der alles bestimmenden Wirklichkeit der Liebe passiv ergriffen wird und sich ihm hingibt.

Beschränkte Freiheit

Ich erhielt einmal eine Geburtstagskarte, auf der zu lesen stand: „Wenn es einen Glauben gibt, der Berge versetzen kann, so ist es der Glaube an die eigene Kraft.“ Der Spruch stammt angeblich von Marie von Ebner-Eschenbach (1830–1916). Ich halte ihn für Unfug. Unsere übliche Vorstellung von einer selbstbestimmten Lebensführung ignoriert gern, dass unsere Autonomie und unsere Freiheit nur beschränkt und endlich sind. „Der Wunsch, alles durch sich selbst sein zu wollen, ist ein falscher Stolz“, so schreibt der evangelische Theologe Dietrich Bonhoeffer (1906–1945). „Auch was man anderen verdankt, gehört eben zu einem und ist ein Stück des eigenen Lebens, und das Ausrechnenwollen, was man sich selbst ‚verdient‘ hat und was man anderen verdankt, ist sicher nicht christlich und im Übrigen ein aussichtsloses Unternehmen. Man ist eben mit dem, was man selbst ist und was man empfängt, ein Ganzes.“ Auch Selbstvertrauen entsteht gerade dann, wenn man sich nicht allein auf sich selbst verlässt. Es entsteht, wenn jemand anderer mir etwas zutraut. Auch Gott traut Menschen etwas zu. Darum schließen Gottvertrauen und Selbstvertrauen einander nicht aus.

Mit Gottes Wirken ist nicht nur dort zu rechnen, wo Menschen passiv sind, sondern auch dort, wo sie aktiv sind und ihr Leben selbst in die Hand nehmen. Glaube ist ein besonderer Sinn für das Mögliche. Wie es nämlich einen Wirklichkeitssinn gibt, so auch – mit Robert Musil gesprochen – einen Möglichkeitssinn. Christlich gewendet: ein Sensorium für Gott als Grund neuer Möglichkeiten. Wer glaubt, dem ist mehr möglich, kann doch der Glaube, wie es im Neuen Testament heißt, sogar Berge versetzen (Matthäus 17,20). Wer glaubt, leugnet keineswegs die Welt der Fakten, aber er lässt sich nicht von der vermeintlich unumstößlichen Macht des Faktischen in die Knie zwingen.

LITERATUR

Diesem Text liegt ein Auszug aus dem Buch „Christsein auf evangelisch“ von Ulrich H. J. Körtner zugrunde, erschienen in der Evangelischen Verlagsanstalt, Leipzig 2021, 144 Seiten, Euro 12,–.

Ein Land der offenen Ränder

Eine deutsche Identität? Nicht ohne gebührende Erinnerung an die Nazizeit

THOMAS KAUFMANN

Foto: akg

„Eine Wette auf Deutschlands Einheit" – Göttingen 1833: Bismarck wettet mit dem amerikanischen Kommilitonen Coffin, dass Deutschland in zwanzig Jahren geeint sein werde. Nach einer Zeichnung v. Carl Röhling, 1897.

Im spätmittelalterlichen Paris waren der saufende sächsische und der buhlende böhmische Student ein „Engländer". Das Neben-, Gegen-, Bei- und Ineinander von regionaler kultureller und politischer Vielfalt ist eine Grundsignatur der deutschen Geschichte. Der starke Nationalstaat vermag eine deutsche Identität auf Dauer nicht zu tragen, meint der Göttinger Theologe und Kirchenhistoriker Thomas Kaufmann.

Fressen wie die Böhmen und Saufen wie die Deutschen." Ein Sprichwort wie dieses, greifbar etwa um 1500, fixierte nationale Identitäten in Gestalt eines Stereotyps: die verfressenen Böhmen, die versoffenen Deutschen, die verschlagenen Engländer, die skrupellosen Spanier, die sexuell verlotterten ‚Welschen' – womit bald Franzosen, bald Italiener, bald frankophone Schweizer gemeint sein konnten. Die meisten der im Spätmittelalter und in Früher Neuzeit entstandenen „Nationen" – ein Begriff, der zunächst im Zusammenhang des Konstanzer Konzils (1414–1418) und an den Universitäten für die Bezeichnung der geographischen Herkunftsgebiete der Konzilsväter beziehungsweise der Studenten verwendet wurde – bildeten erst nach und nach in Stereotypen verdichtete Bilder ihrer selbst und der je anderen aus. Die Einteilung nach Nationen an den Universitäten war hingegen recht volatil und erfolgte gemäß der Himmelsrichtungen der Herkunftsregionen und nach Maßgabe der jeweiligen Menge an Studenten, unterschied sich also von Ort zu Ort. In Leipzig etwa gliederte man in eine meißnische, eine sächsische, eine bayrische und eine polnische Nation. In Paris unterschied man gleichfalls vier Nationen, nur waren es hier die englische, die normannische, die pikardische und die gallische; Nord- und

Osteuropäer, auch die Deutschen, gehörten an der Seine allesamt der *natio Anglica* zu. Im spätmittelalterlichen Paris waren der saufende sächsische und der buhlende böhmische Student also ein ‚Engländer'.

Identitätsmarker der deutschen Geschichte waren seit jeher, seit den Anfängen einer „deutschen Geschichte" in der Zeit der ottonischen Kaiser, multipel und uneindeutig. Dies begann sich vor allem im Horizont der napoleonischen Herausforderungen zu ändern. Denn nun rückte die politisch formierte, wehrhafte nationalstaatliche Einheit in den Fokus des Sehnens und Handelns. In der Perspektive der langen Dauer stellt sich allerdings die flüchtige Veruneindeutigung eines deutschen Nationalbewusstseins, wie es in der Gegenwart dominiert, als Kontinuitäts-, der Nationalismus des 19. und früheren 20. Jahrhunderts hingegen als Diskontinuitätsmoment dar. Das Neben-, Gegen-, Bei- und Ineinander von regionaler kultureller und politischer Vielfalt und ‚so etwas' wie nationaler Identität kann als Grundsignatur der deutschen Geschichte gelten – und wohl auch als wesentliches Merkmal ihrer Unterschiedenheit von einigen anderen europäischen Nationen.

Durch die längeren Phasen seiner über tausendjährigen Geschichte hindurch hatte der Geschichtsraum Deutschland offene Ränder. Das Gebilde des seit dem späten 15. Jahrhundert sogenannten „Heiligen Römischen Reichs deutscher Nation" reichte nach dem Basler Kosmographen Sebastian Münster im Westen bis zur Maas, „ja auch darüber in Niderlandt / da es an Flandern reicht", im Süden bis zu den „hohen Schneeberg", im Osten „stoß[e] es an Ungern und Poland" und im Norden „bleibt es am Meere". Vielfältige „Regiment und Herrschaften" bestimmten dieses auf Karten wie ein Flickenteppich dargestellte Gebilde „Reich". Als einziges Identitätsmerkmal „Teutschlandts" nannte Münster den Gebrauch „Teutscher Spraachen".

Ohne Diversität und Vielfalt der regionalen Besonderheiten, der Mundarten, der Trink- und Ernährungsgewohnheiten, der ästhetischen Stile, der Mentalitäten und Traditionen, der politischen Strukturen lässt sich ein sinnvoller Begriff des Deutschen und ein adäquates Verständnis von deutscher Geschichte nicht bilden. In politischer Hinsicht ist dies bis heute unübersehbar: Die duale Struktur der Staatlichkeit, die noch die Bundesrepublik prägt, also die Kombination von Bundes- und Länderkompetenzen, hat als das identitätsbildende Kernelement aller politischen Systeme Deutschlands seit seinen Anfängen zu gelten. Denn im Grunde reicht es bis ins 10. Jahrhundert zurück. Die deutschen Kaiser, deren Herrscherwürde mit universalen Ansprüchen verbunden war, wurden von einem Konsortium mächtiger und berechtigter Fürsten gewählt; ihre Herrschaft basierte auf Anerkennung und Partizipation, der Konkurrenz und dem Arrangement mittelgroßer Mächte, von denen keine die anderen auf Dauer zu beherrschen und ein dynastisches Kaisertum zu etablieren vermochte, von denen aber auch keine den anderen definitiv unterlag.

Land der Pfalzen und Burgen

Die Dualität aus kaiserlich-reichischen und föderativen Momenten von Staatlichkeit hat aus Deutschland à la longue ein Land vieler Pfalzen und Burgen, zahlloser Residenzen, diverser wirtschaftlicher Innovations- und Prosperitätsinseln und einer stattlichen Zahl herausragender Museen, Theater und Bibliotheken, ungezählter Brauereien und disparater Befindlichkeiten gemacht. Noch in der Kakophonie der Coronaregeln unserer Tage schwingt nach, dass die Multiplizität der deutsche Normalfall ist. Die erdrückende Dominanz eines Teilstaates gegenüber dem Rest, das deutsche Kaiserreich unter Preußens Führung, war die eigentliche Anomalie der deutschen Geschichte. Das „Heilige Römische Reich deutscher Nation" war ähnlich kriegsunwillig und -fähig gewesen, wie es die Bundesrepublik Deutschland ist. Die Bellizität des wilhelminischen Kaiserreichs und des verheerenden „Dritten Reichs" haben diesen Charakter des „Alten Reichs" völlig verdrängt und unsichtbar gemacht. Vor dem frühen 19. Jahrhundert hatten sich nationale Deutungsmuster vornehmlich reflexhaft, in Phasen drückender Unterlegenheit, gemeldet – im Schmalkaldischen Krieg gegen den ‚spanischen Kaiser' Karl V., im Dreißigjährigen Krieg gegen einige Besatzer von außen. Das frühneuzeitliche deutsche Nationalbewusstsein meldete sich als mentaler Abwehrmechanismus Bedrängter. Seit dem Kampf gegen Napoleon und den französischen Nationalismus verdichtete es sich zur toxischen Ideologie.

Die historisch tief verwurzelte Diversität freilich bleibt das vorherrschende Moment des Deutschen. Der Westen und der Osten, der Norden und der Süden – sie waren immer irgendwie anders und sind es geblieben. Je näher am Rhein, je näher zu Frankreich, zu Burgund, zu Italien, desto enger und stabiler waren die Verbindungen zur römischen Kultur. Der städtereiche

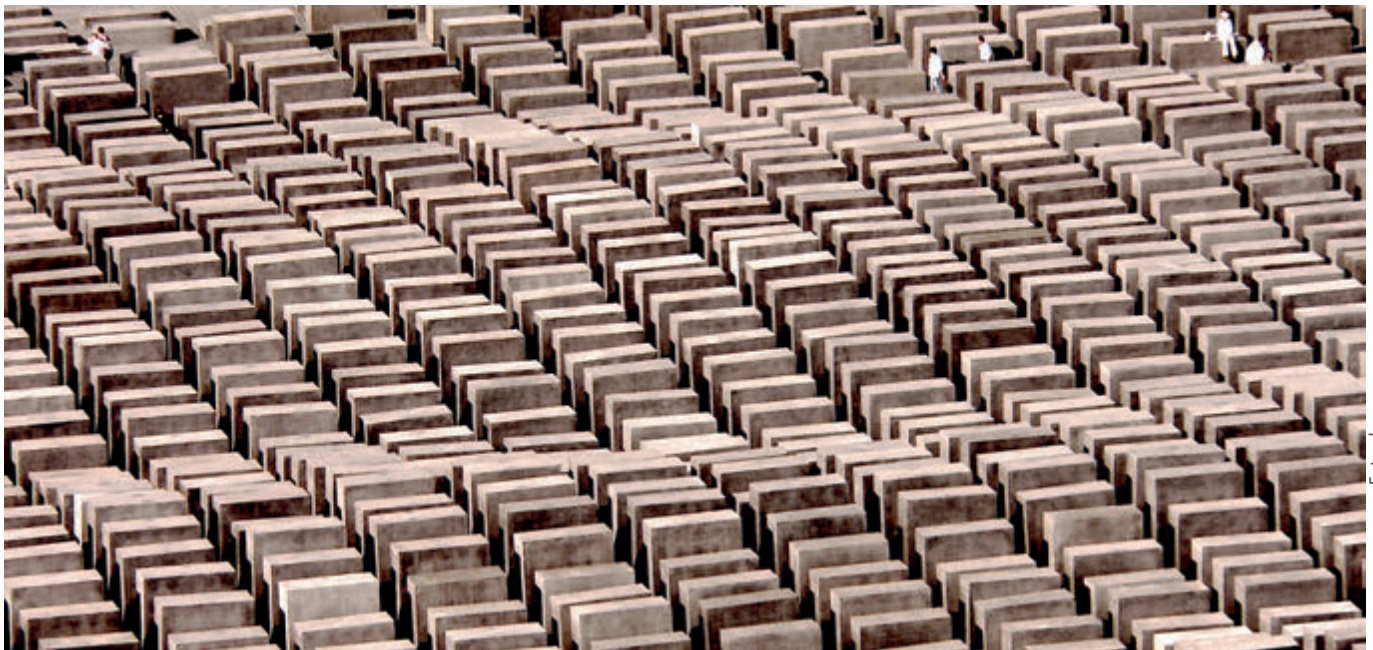


Foto: dpa

Südwesten, die Region des Weinbaus, wurde seit dem hohen Mittelalter, auch in Anknüpfung an römische Siedlungen in Köln, Worms, Trier, Mainz, Straßburg oder Augsburg, zum kulturellen und ökonomischen Bewegungszentrum des Reichs. Der Weg von der Wein- zur Druckerpresse, von der Getreide- zur Papiermühle wurde in dieser Region gebahnt. Unter den ersten Universitäten im Reich (Prag 1347; Wien 1365; Erfurt 1379; Heidelberg 1385; Köln 1388) lag keine im städtearmen Norden. Im Zuge der Universitätsgründungen des 15. Jahrhunderts verstärkte sich der Vorsprung des Südwestens weiter (1454 Trier; 1457 Freiburg; 1459 Basel; 1476 Mainz und Tübingen). Dass auch hier Renaissance und Humanismus früher aufgenommen und tiefer angeeignet wurden, verwundert kaum. Im Norden, jenseits von Erfurt, sucht man Humanisten wie die Stecknadel im Heuhaufen.

Während sich in süddeutschen Städten kampfstarke Sodalitäten gelehrter, frecher Geister munter und weinselig zusammenrotteten, begegneten sich im Norden allenfalls versprengte, dem Bier ergebene, depressive Einzelkämpfer, die Schwierigkeiten hatten, an gedruckte Neuheiten zu gelangen. Wo im Süden und noch in Köln ganze Kompanien an Buchdruckern wahre Bibliotheken gelehrter und erbaulicher Werke produzierten, kämpften im Norden völlig isolierte Werkstätten zwei, drei Jahre in Bremen, drei, vier Jahre in Rostock, Hamburg oder Lübeck um ihr karges Überleben. Im Spiegel der *longue durée* folgt noch die finanzschwache Wissenschafts- und Bildungspolitik der gegenüber dem Süden weithin abgeschlagenen nördlichen Bundesländer unserer Tage einer bedrückenden Pfadabhängigkeit. Während man sich im reichsnahen Süden selbstbewusst anschickt, die Größe der eigenen Nation zu verklären, ja – dank der Erfindung des Buchdrucks – mit Frankreich und Italien gleichzuziehen, sind das Reich, der habsburgische Kaiser, der Reichstag und die osmanische Gefahr für den Norden ferne, unwirkliche Sachverhalte. Das Disparate, Zerstreute, regional Diverse und Vereinzelte, die Uneinheitlichkeit der Lebensverhältnisse, ist eine prägende Realität in Deutschland.

Infolge der Reformation wurde manches anders. Der von Wittenberg aus erschallende Appell „An den christlichen Adel deutscher Nation" findet zwar im Süden weitaus größeres Gehör, erfasst den Norden aber dann doch auch und schließlich nachhaltig – ein eher katholischer Süden, ein eher evangelischer Norden sollten die Folge sein. Das Konfessionelle frisst sich tief in die Mentalitäten der ihm anheimgegebenen Menschen, eine Jahrhunderte währende Langzeithaft. Die Folgen reichen von der Namensgebung der Kinder (nach dem Heiligenkalender oder, protestantisch, nach der Bibel, später gerne auch nach germanischen Helden), über das Stillen der Mütter bis zur Technisierung des Haushalts, der Wahl der Ehepartner und der politischen Zugehörigkeiten. Das Divergente bleibt auch auf dem religiösen Feld prägend.

Von deutscher Identität kann heute niemand handeln, der jenen zwölf Jahren des tausendjährigen Alptraums die ihnen gebührende Aufmerksamkeit versagt. Das Wort des AfD-Politikers Gauland, das vom „Nationalsozialismus als Vogelschiss (oder war es ein Fliegenschiss?) in 1000 Jahren deutscher Geschichte" sprach, ist aberwitzig falsch. Denn es verkennt, was wir alle, die wir Deutsche sind, und auch alle, die es werden, immerzu, beinahe täglich und häufig mehrmals am Tag erleben: In vielen politischen oder auch ethischen Debatten, in beinahe jeder Familiengeschichte, in unseren Städten, an unseren Küsten, in den Theatern, Bibliotheken, öffentlichen Gebäuden – ständig sind sie da: diese traumatischen zwölf Jahre. Geschichten von Gefallenen, durch Flucht und Vertreibung Traumatisierten, das Entschärfen und Wegräumen von Bomben aus dem Zweiten Weltkrieg noch heute immerzu irgendwo in Deutschland, die wieder aufgebauten, grausam verschandelten Städte, unsere Strände mit angeschwemmtem, hochgiftigem und brandgefährlichem Bombenschrott, der sich millionentonnenweise in Nord- und Ostsee zersetzt, Theaterstücke verfemter Autoren, Museen mit Werken einstmals entarteter Künstler und mit Beständen aus mühsam rekonstruierten Provenienzen, Bibliotheken mit Kriegsverlusten und zugleich unrechtmäßig enteigneten

Der Zivilisationsbruch hat Deutschland eine neue Identität aufgenötigt.

Altbeständen, Stolpersteine, Mahnmale, Gedenktafeln, die jeder sieht, der nicht wegsieht, Erinnerungen an das unaussprechliche und doch immer wieder, immer neu anzusprechende Leiden der Opfer – der Juden zuerst, und all der anderen auch. Der Zivilisationsbruch menschheitsgeschichtlichen Ausmaßes, der mit diesen abgründigen zwölf Jahren verbunden ist, hat Deutschland und den Deutschen jenseits aller Diversität, Multiplizität und Disparität eine neue Identität aufgenötigt, die immer neu und immer wieder angeeignet werden will und muss: Nie wieder Krieg, nie wieder Hass, nie wieder Rassismus, nie wieder Antisemitismus dürfen bei uns Raum gewinnen und ungestraft in unserem Land, im Land der Deutschen, ihr Haupt erheben. Und auch für jeden, der zu uns kommt und bleiben will und einer von uns werden will, ein Deutscher, gilt dies. Nun, da die letzten Zeugen, die diese Zeit erlebt haben, allmählich gehen, ist es an uns, an den Nachgeborenen, den Kindern der Traumatisierten, dieses Vermächtnis weiterzutragen.

Diese zwölf Jahre, die alles verändert, Deutschland verheert, weite Teile der deutschen Geschichte missbraucht und entstellt haben und nach deren Ende eine neue deutsche Gesellschaft, eine demokratiefähige Bürgerschaft, entstand, haben auch die Sicht auf die deutsche Geschichte grundlegend gewandelt: Der starke Nationalstaat mag ein historisch relativ plausibles, vielleicht gar unüberwindliches Phänomen sein. Eine deutsche Identität vermag er auf Dauer nicht zu tragen und zu begründen, dazu reichen seine Wurzeln nicht tief genug. Auch „der Mannschaft" ist dies, dem Vernehmen nach, in letzter Zeit nicht mehr recht gelungen. Hat der aus dem französischen Exil im traurigen Monat November einreisende Dichter Heinrich Heine vielleicht doch recht?

„Und als ich deutsche Sprache vernahm,
Da ward mir seltsam zu Mute;
Ich meinte nicht anders, als ob das Herz
Recht angenehm verblute."

Beheimatung in der Sprache; Identität in Verantwortung vor unserer Geschichte. So bin ich deutsch und werde es bleiben.

Das Holocaust-Mahnmal in Berlin-Mitte.

„Du bist beides, du bist doppelt“

Die Autorin Mithu Sanyal spricht über die Ambivalenzen der Identitätspolitik. Sie fordert: „Wir müssen unsere Institutionen antirassistisch durchleuchten und die Kolonialgeschichte unterrichten.“

zeitzeichen: *Mithu Sanyal, wie würden Sie Ihre Identität beschreiben? Oder gibt es so etwas nicht, eine Identität, die Sie für sich beschreiben könnten?*

MITHU SANYAL: Wir haben immer ganz viele Identitäten als Menschen. Und je nachdem, in welchen Kontexten wir uns begegnen, sind unterschiedliche Identitätsaspekte oder Identitäten wichtig. Wenn ich zum Elternsprechtag gehe, dann gehe ich da als Mutter hin. Oder ich spreche als Schriftstellerin. Aber wenn Menschen mich fragen, wo ich herkomme, ist es nicht die polnische Seite meiner Identität, nach der sie fragen, sondern die indische, die sichtbare Identität.

Würden Sie also sagen: Ich bin eine polnisch-indische Schriftstellerin, die in Deutschland lebt? Oder würden Sie gar nicht versuchen, sich sprachlich zu identifizieren?

MITHU SANYAL: Ich habe ein Buch darüber geschrieben, was es bedeutet, *mixed race* zu sein. Das war ein Aspekt, über den ich unbedingt reden wollte, denn es fehlt in Deutschland eine Auseinandersetzung darüber. Wir können eine doppelte Herkunft nicht genießen. Denn es herrscht hier immer noch die Vorstellung vor, du bist Halbinderin. Und das kommt natürlich aus der Rassenlehre, halb und viertel und achtel und so weiter. Dabei bist du natürlich nicht halb, du bist beides, du bist doppelt. Es ist kein Defizit.

Ein Gewinn?

MITHU SANYAL: Ja, deshalb ist es mir wichtig, darüber zu reden, um solche Phänomene anders definieren zu können. Wenn diese Offenheit in Deutschland möglich wäre, kann ich mir auch vorstellen, dass irgendwann es eben gar nicht mehr so wichtig ist, welche Identität man hat.

Was ist mit dem Ausdruck PoC, Person of Color. Würde der Ihnen gefallen für eine Selbstidentifikation?

MITHU SANYAL: PoC ist eine Selbstidentifikation. Das mag ich daran. Ansonsten ist er wie die ganzen Ausdrücke natürlich nicht besonders schön. „Menschen of Color“, also „von Farbe“, das ist ja Quatsch. Menschen werden nicht nach ihren Hautfarben benannt, sonst würden Menschen, die in Deutschland eindeutig PoC sind, nicht in Amerika eindeutig als „weiß“ bezeichnet.

Was bringt dann dieser Ausdruck PoC?

MITHU SANYAL: Es geht hier um soziale Positionen, die damit bezeichnet werden. Aber das Problem mit all diesen Worten ist, dass es für Menschen wie mich keine richtige Bezeichnung gab. Als ich auf die Welt kam, war ich eine Ausländerin. Das war absurd. Ich bin in Deutschland geboren, ich habe noch nie irgendwo anders lange gelebt. Ich bin keine Ausländerin. Was wäre denn dieses Ausland? Später kamen dann Ausdrücke wie Gastarbeiterkind und so weiter dazu.

Passt Mensch mit Migrationshintergrund besser?

MITHU SANYAL: Das galt lange als der politisch korrekte, als PC-Begriff. Das Problem ist, mein Mann hat zwar einen Migrationsvordergrund, er ist Engländer und mit Anfang zwanzig nach Deutschland gekommen. Aber den fragt niemand, woher er kommt. Warum? Weil er weiß ist. Man muss ja auf Gruppen verweisen können, um über Rechte reden zu können.

Rechte sind also das Wesentliche?

MITHU SANYAL: Genau. Das Problem an Worten wie PoC ist, dass sie immer beides machen müssen. Sie müssen auf den Diskriminierungszusammenhang verweisen, also: Warum ist es wichtig zu sagen, dass es diese nicht-weißen Menschen gibt. Und sie müssen auf die Utopie verweisen. Wir sind alle Menschen, wir haben alle viel mehr Gemeinsamkeiten als Unterschiede.

Das ist ambivalent.

MITHU SANYAL: Ja, denn wenn wir zu sehr auf die Vergangenheit verweisen, laufen wir Gefahr, diese Unterschiede festzuschreiben. Aber wenn wir zu sehr auf die Zukunft verweisen, dann laufen wir Gefahr, dass wir glauben, es gebe keinen Rassismus. Ich bin sicher, diese Worte werden sich weiterhin verändern, je mehr sich die Gesellschaft verändert. Ich gehe davon aus, dass wir in fünf, zehn Jahren andere Selbstbezeichnungen haben werden.

Ist es denn heute wichtiger als, sagen wir, vor zehn Jahren, eine bestimmte Identität zu haben oder sich selbst identitär benennen zu können? Oder redet man einfach mehr darüber als früher, weil die Sichtbarkeit und wohl auch das Selbstbewusstsein von nicht-weißen Menschen in der deutschen Gesellschaft zugenommen haben?

MITHU SANYAL: Definitiv. Ich würde sogar sagen, eigentlich hat das um das Jahr 2000 herum angefangen, als das deutsche Staatsbürgerschaftsrecht geändert wurde. In Deutschland konnte man lange nur deutsche Staatsbürgerin oder deutscher Staatsbürger werden, wenn man einen deutschen Vater hatte.

Das hört sich an wie aus einer anderen Zeit.

MITHU SANYAL: Ja, aber es ist noch nicht lange her. Dazu kamen die Debatten um den Doppelpass, dass auch Kinder, die in diesem Land geboren

wurden, ihr Leben lang hier gelebt haben, dass sie Deutsche werden konnten, also die Etablierung des Boden- statt Blutrechts. All das sind relativ neue Debatten für Deutschland gewesen, um anzuerkennen, dass wir ein Einwanderungsland sind.

Es hat lange gedauert, bis vor allem die CDU/CSU dies akzeptiert hat.

MITHU SANYAL: Ja, und mit dem Moment, da der Doppelpass denkbar und juristisch möglich wurde, vor etwa zwanzig Jahren, fingen die Debatten von rechts an. Es wurde gesagt, die früheren „Ausländer" seien nur „Passdeutsche", das seien keine echten Deutschen. Hier fingen die Debatten über Rassismus wirklich an: Was bedeutet dann Gleichberechtigung in einer Einwanderungsgesellschaft? Das sind tatsächlich neue Aushandlungsprozesse. Ähnlich war es bei der Kopftuchdebatte. Die führte niemand, als die Frauen mit den Kopftüchern in die Schulen gegangen sind, um die Klos zu putzen. Aber als sie in die Schulen gegangen sind, um Unterricht zu geben, fingen diese Debatten an.

Aber die Rassismusdebatte gab es doch schon in den 1990er-Jahren, spätestens seit den rassistischen Anschlägen von Hoyerswerda und Rostock.

MITHU SANYAL: Es gab Rassismusdebatten, aber die Bundesregierung hat damals noch gesagt: Wir machen keinen Beileidstourismus. Die Hinterbliebenen der Opfer wurden nicht besucht. Bundeskanzler Helmut Kohl hat nach den rassistischen Anschlägen explizit nicht von Rassismus geredet. Erst eine Bundeskanzlerin hat für Anschläge wie in Hanau das Wort Rassismus verwendet. Es gab die rassistische Mordserie des NSU, bei der die Ermittler lange glaubten, wenn die Opfer Türken sind, dann müssen es türkische Täter sein. Die Familien der Opfer wurden verdächtigt.

Man sprach sogar von „Dönermorden".

MITHU SANYAL: Genau. Aber da bewegt sich gerade etwas. Und ich finde es unglaublich wichtig, dass Deutschland sich überhaupt mit Rassismus auseinandersetzt. Wir müssen unsere Institutionen antirassistisch durchleuchten und die Kolonialgeschichte unterrichten. Das sind riesige Schritte, auch juristisch, überhaupt dass wir auch dafür eine Erinnerungskultur haben. Es ist wichtig, dass wir vom Holocaust reden, aber das müssen wir auch über die Verbrechen der Kolonialgeschichte tun.

Die westlichen Gesellschaften werden ganz offensichtlich immer bunter. Jetzt gibt es einen Vorwurf gegen die Identitätspolitik, dass mit ihr zugleich in der Gesellschaft ein Stammesdenken zunehme, dass also sich jeder nur noch in seiner mehr oder weniger kleinen Gruppe bewege – und dem anderen gar nicht mehr zuhören möchte. Ist da etwas dran?

Foto: dpa

Mithu Sanyal wurde 1971 in Düsseldorf geboren. Nach einem Studium der deutschen und englischen Literatur an der Universität Düsseldorf promovierte sie über die Kulturgeschichte des weiblichen Genitals. Ihre Doktorarbeit war die Grundlage ihres Buches „Vulva. Die Enthüllung des unsichtbaren Geschlechts". Sanyal arbeitet bis heute als Journalistin für mehrere Medien, oft mit einem feministischen und den identitätspolitischen Ideen zustimmenden Ansatz. Nach zwei weiteren Sachbüchern veröffentlichte sie in diesem Jahr ihr Romandebüt „Identitti", das viele positive Kritiken erhielt.

MITHU SANYAL: Ich glaube, es ist immer wichtig, sich bewusst zu machen, dass das nicht das ist, wo wir hinwollen. Im Moment kann ich es auf allen Ebenen, auch in der Politik, beobachten: Es herrscht ein „Nur wir – und wer das anders sieht, ist direkt der Feind." Das ist eine der großen Herausforderungen für demokratische Gesellschaften. Andererseits: Wenn wir alle einer Meinung wären, wären wir keine Demokratie, sondern eine Diktatur. Es ist ja eines der Zeichen von Demokratie, dass wir nicht nur unterschiedliche Meinungen haben, sondern dass wir die miteinander aushandeln müssen.

Also können Sie mit den Konzepten der Identitätspolitik etwas anfangen?

MITHU SANYAL: Der Begriff ist sehr vage. Ich benutze dieses Wort in meinem Roman eher ironisch, weil ich tatsächlich an dem Punkt lieber über Antirassismus reden würde. Identitätspolitik ist wie ein großer Mantel. Ich würde zum Beispiel niemals sagen, Menschengruppen unterschieden sich genuin in irgendeiner Form voneinander. Ich finde, das ist rassistisch, eine der Kernaussagen der modernen Rassismen. Ich kenne das aus den ganzen Argumenten von rechts, dass man deutsches Blut haben müsse, sonst könne man das deutsche Heimatgefühl nicht empfinden. Ich höre es auch in manchen feministischen Debatten, wonach Frauen genuin anders als Männer seien, und deshalb könne es keine Trans*frauen geben. Die können niemals empfinden wie wir.

*Die Autorin J. K. Rowling wurde scharf angegriffen, weil sie darauf beharrte, dass es so etwas wie ein weibliches Geschlecht auch biologisch gebe und Trans*frauen etwas anderes seien. Es reiche nicht, als Trans*frau nur zu sagen, man sei eine Frau, wenn keinerlei Geschlechtsmerkmale darauf hindeuteten.*

MITHU SANYAL: Ja, aber ich bin wirklich anderer Meinung als sie. Und das Problem mit J. K. Rowling ist, dass sie eine riesige Followergruppe in den Sozialen Medien hat. Wenn sie also eine Aussage im Internet macht, ist das nicht eine private Aussage, son-

Foto: akg

Die Hindu-Göttin Kali ist sehr wichtig in Sanyals Roman „Identitti“.

dern eine mit großer Breitenwirkung. Ich finde, sie hat eine andere Verantwortung. Da würde ich gerne mit ihr ein Training machen: Du kannst die Meinung haben, aber lass die Auseinandersetzung bitte aus dem Netz raus, denn das führt de facto zu Hass gegen Menschen, die in dieser Gesellschaft immer noch sehr wenige Rechte haben.

Bleibt nicht dennoch der Vorwurf des Stammesdenkens, des tribalism, gegen die Identitätspolitik stichhaltig?

MITHU SANYAL: Ja, wir müssen über *tribalism* reden – aber dann müssen wir auch über das Internet reden. Denn hier beobachten wir typische Dynamiken: wie Debatten eben nicht differenziert geführt werden können. Denn die meisten Menschen, die so unglaublich hart im Internet sind, sind differenzierter, als es dort erscheint, wenn man mit ihnen persönlich redet.

Die Sozialen Medien spielen in Ihrem Buch „Identitti“ vielleicht gerade deshalb eine sehr wichtige Rolle.

MITHU SANYAL: Ja, es ist aber schon die Frage, wie relevant zum Beispiel Twitter ist. Weniger als zwei Prozent aller Deutschen sind auf Twitter, fast alle Journalisten. Das heißt, wir denken, die ganze Welt ist da. Aber Twitter ist kein Spiegel der Gesellschaft, wir lassen uns trotzdem von Twitter treiben.

Woran liegt der Vorteil, wenn die Identitätspolitik so stark auf die Hautfarbe schaut?

MITHU SANYAL: Hautfarbe ist tatsächlich einer der Marker, durch den Rassismus am leichtesten in der Gesellschaft deutlich wird. Das Problem ist, dass Leute zu mir kommen und mich fragen: Mithu, hast du schon einmal Rassismus erlebt? Und ich immer denke: Ja, es kommt darauf an, was du damit meinst. Meinst du, dass Leute auf der Straße auf mich zugekommen sind und gesagt haben: Ich möchte dich aufgrund deiner Hautfarbe diskriminieren. Oder meinst du damit Sachen wie, dass es auf dem Wohnungsmarkt viel, viel härter ist, eine Wohnung zu bekommen, wenn man einen Nachnamen wie meinen hat. Es ist nicht so, dass dies alles aktiv, persönlich rassistisch erlebt wird, sondern es sind die Strukturen.

Was meinen Sie mit Strukturen? Die Gesetzgebung etwa?

MITHU SANYAL: Ich meine damit zum Beispiel, dass ich in einem Stadtteil lebe, in dem *racial profiling* legal ist, weil er ein sozialer Brennpunkt ist. Mein Sohn wird dreimal pro Woche von der Polizei angehalten und auf Drogen kontrolliert. Seine Mitschüler, die in einem anderen Stadtteil wohnen, in dem die Menschen mehrheitlich weiß sind, treffen die Polizei zur Verkehrserziehung in der Grundschule und vielleicht noch beim Führerscheintest. Und dazwischen nicht mehr.

Warum ist es so wichtig, von Hautfarbe zu sprechen?

MITHU SANYAL: Es gab viele Leute, die mir gesagt haben, es sei doch alles überhaupt nicht böse gemeint, wenn man manche Worte wie etwa das N-Wort nutze. „Stell dich nicht so an!“, hieß es. An dem Punkt aber, als sie „alte weiße Männer“ genannt wurden, waren sie zu Recht sehr empört. Es ist falsch, Menschen aufgrund von Hautfarbe, Geschlecht und Alter zu diskriminieren. Deshalb ist „alte weiße Männer“ natürlich ein schrecklicher Begriff. Aber in der Debatte hat er dazu geführt, dass Menschen erst einmal gemerkt haben: Wie fühlt sich diese Position der Diskriminierung an?

Wir hatten vor kurzem diese große Diskussion mit dem SPD-Politiker Wolfgang Thierse, der überspannte Identitätspolitik kritisiert hat: Das spalte die Gesellschaft zu sehr. Können Sie etwas mit diesen Thesen anfangen? Oder haben Sie sich sehr aufgeregt, weil er das Wort „normal“ benutzt hat – und weil er sogar „blackfacing“ offenbar nicht verstanden hat?

MITHU SANYAL: Ich stimme absolut mit dem überein, dass wir eine Rhetorik der Gemeinsamkeiten brauchen in der Gesellschaft. Das ist tatsächlich etwas, was gerade massig unter den Tisch fällt. Und das finde ich gefährlich. Ich stimme nicht mit ihm überein, dass es ausschließlich die Schuld der Identitätspolitiken ist, wenn das fehlt.

Sie versuchen in Ihrem Roman, die Grundthesen der Identitätspolitik in einer etwas leichteren, zugänglicheren und auch amüsanten Form zu vermitteln. Ist das nötig? Haben Sie den Eindruck, dass dies bisher außerhalb von den internen Kreisen zu wenig geschieht? Und wie wichtig ist dabei der Humor?

MITHU SANYAL: Für mich ist es wichtig, Humor in der Literatur zu haben. Das ist mein Herangang an Literatur. Ich möchte Romane schreiben, in denen Humor vorkommt. Warum ich das interessant und auch ein hilfreiches Mittel finde in den Debatten über Rassismus: Wenn wir zusammen über etwas lachen, sitzen wir in einem Boot. Wir zeigen nicht mit dem Finger auf jemand anderen, sondern lachen über das absurde Phänomen Rassismus. Das eröffnet viele Möglichkeiten zu Diskussion.

Das Gespräch führten Philipp Gessler und Kathrin Jütte am 21. Juni per Videokonferenz.

Ein Grenzgänger

Vor dreihundert Jahren starb der Waldenserpfarrer Henri Arnaud

PETRA ZIEGLER

Der Pfarrer Henri Arnaud (1643–1721) gehört zu den schillerndsten Persönlichkeiten in der Waldenserkirche. Mehrere Biografen haben Arnauds Leben und Denken erschlossen. Die Stuttgarter Journalistin Petra Ziegler beschreibt einen Grenzgänger des 17. Jahrhunderts.

Foto: Wolfgang Ziegler

„Licht leuchtet … – Die Waldenser in Europa und Württemberg" heißt die aktuelle Ausstellung im Stuttgarter Bibelmuseum.

Henri Arnaud war ein Suchender, ein Abenteurer, ein Vermittler, ein Grenzgänger. Über keinen anderen Waldenser des 17. Jahrhunderts ist so viel geschrieben worden wie über ihn, sagt der Kirchenhistoriker Albert de Lange. Am 8. September ist Arnauds (1643–1721) 300. Todestag. Sein halbes Leben war er in Europa unterwegs, um für die vertriebenen Waldenser eine dauerhafte und vor allem sichere Bleibe zu finden. Für Albert de Lange ist Arnaud mit der Zeit ein Lobbyist geworden, einer der alten Schule, ein Vermittler und Erklärer. Er hat vor Königen, Fürsten und Herzögen die Interessen der Waldenserbewegung vertreten und dabei immer auch die Konsequenzen von politischen Entscheidungen im Blick gehabt. Seine Analysen und Einschätzungen wurden gelesen. Weil Arnaud wusste, was es heißt, um des Glaubens willen verfolgt zu werden, warb er in Europa für eine antikatholische militärische Allianz.

Er war immer wieder ein Grenzgänger. Kann ein Pfarrer zeitweise gleichzeitig auch Oberst einer Guerilla sein? Passen Glaube und bewaffneter Widerstand überhaupt zusammen? Als politischer Grenzgänger versuchte Arnaud, die damals starren Begrenzungen der Konfessionswelten zu durchbrechen. Er scheute sich nicht, als Vertreter einer reformierten Kirche mit Anglikanern und Lutheranern zu verhandeln. Arnaud bekam für die Waldenser finanzielle Hilfen und diplomatische Unterstützung bei den Verhandlungen mit den Staaten, die die Waldenser dann letztendlich aufgenommen haben.

Geboren ist Henri Arnaud im französischen Embrun in den Cottischen Alpen. Die Eltern sind bewusste Protestanten – der Vater spielt in der Stadt und in der Kirchengemeinde eine Rolle. Henri studiert Theologie – natürlich im Ausland, denn in Frankreich gilt die „katholische, apostolische und römische Religion" immer noch als die wahre Religion. Eine evangelische Fakultät hat hier keinen Platz. Der Student lernt Basel, Leiden und Genf kennen und beginnt, sein Netzwerk zu knüpfen. 1670 wird Henri Arnaud Pfarrer bei den Waldensern im heutigen Piemont. Er kennt sie gut, denn seine Mutter kommt aus der Gegend.

Die Gebiete waren damals politisch anders verteilt als heute. Die italienisch-französische Staatsgrenze verläuft seit 1713 am Alpenkamm entlang. Davor lagen die Grenzen teilweise weiter östlich. Die Aufteilung war komplex: Ein Teil des Gebietes, das heute Waldensertäler genannt wird und im westlichsten Teil des italienischen Piemont liegt, gehörte zum Königreich Frankreich, ein Teil zum Herzogtum Savoyen, einen weiteren Teil musste Savoyen zeitweise an Frankreich abgeben.

Arnaud wird Pfarrer im Perosatal. Das ist teilweise savoyisch, muss jedoch zeitweise Frankreich überlassen werden. Der Herzog von Savoyen, Viktor Amadeus II., ist ein Neffe von Frankreichs König Ludwig XIV. Abhängigkeiten und Konflikte sind deswegen vorprogrammiert. 1685 ist für Henri Arnaud, die Waldenser und die Hugenotten ein Entscheidungsjahr mit traumatischen Folgen. Ludwig XIV. hebt das Edikt von Nantes (1598) auf. Das Edikt hatte den Protestanten in Frankreich Gewissensfrei-

„Ich predige. Ich kämpfe. Ich habe eine doppelte Berufung.“

heit gewährt. Es ermöglichte ein friedliches Zusammenleben von Katholiken und Protestanten. Im 16. und 17. Jahrhundert war das ein hohes Gut. Für den absolutistischen Herrscher Ludwig XIV. ist der Toleranzgedanke unerträglich. Er regiert nach dem Grundsatz „Ein Glaube, ein Gesetz, ein König“. Das Toleranz-Edikt wird durch das Edikt von Fontainebleau ersetzt, Protestanten, die sich weigern, katholisch zu werden, müssen zur Strafe auf Galleeren rudern (das ist häufig ein Todesurteil), Frauen kommen ins Gefängnis. Die Dragoner fallen in die Dörfer ein und setzen die Zwangskatholisierung durch. Auch Arnauds Gemeinde Pinache erleidet dieses Schicksal. Henri Arnaud fordert seine Glaubensgenossen zum bewaffneten Widerstand auf. Er hofft auf militärische Hilfe aus dem Ausland und vertraut unerschütterlich auf Gott. In einem seiner Gebete heißt es: „Herr Jesus Christus, der du so viel gelitten hast und für uns gestorben bist, gib die Gnade, leiden zu können und unser Leben für dich zu opfern.“ Dieser Kampf wird zum Desaster. Es gibt viele tausend Tote. Überlebende werden verhaftet. Henri Arnaud kann fliehen. Von der Schweiz aus bemüht er sich um die

Im Jahr 1691 fertigte Jean-Henri Brandon eine Zeichnung von Arnaud an, der sich als Pfarrer und Oberst abbilden ließ. Ein Porträt von Henri Arnaud, nach 1691 (Foto unten). Unerschrocken und mutig: eine Szene aus der „Glorreichen Rückkehr“ (Seite 41).

Freilassung der Gefangenen. Er reist in die Niederlande, um Geld für die Vertriebenen zu bekommen. Doch niemand will die Waldenser auf Dauer aufnehmen. Die Schweiz ist zwar bereit, die Glaubensflüchtlinge vorübergehend aufzunehmen, doch nur dann, wenn sicher ist, dass sie weiterziehen.

Im Gedenkjahr 2021 wird Henri Arnaud in der italienischen Waldenserkirche vor allem als Flüchtling in den Mittelpunkt des öffentlichen Gedenkens gestellt. Der Zeichner Andrea Tridico verbindet in seinem Comic „Der Weg“ die Geschichte eines Flüchtlings von der Elfenbeinküste mit der Waldensergeschichte des 17. Jahrhunderts.

Geschichte eines Flüchtlings

Die Fragen sind fast immer identisch. Welches Land nimmt Flüchtlinge auf? Wie viele und zu welchen Konditionen? Damals wollte die Schweiz kein Flüchtlingsaufnahmeland sein, heute ist es Griechenland, das bestenfalls ein Durchgangsland sein will. Damals wie heute wird gefragt, was die Flüchtlinge einbringen können. Die Region Maulbronn ist dafür ein gutes Beispiel. Zwischen 1688 und 1697 hat sich die Bevölkerung praktisch halbiert. Die Gründe: Kriegsfolgen, Krankheit, Armut. Flüchtlinge sind hier im Prinzip willkommen. Das Land könnte wieder besiedelt werden, und damit könnten auch die Steuereinnahmen steigen. Doch das Herzogtum Württemberg reagiert erst einmal reserviert. Die Lutheraner können aus juristischen Gründen keine Reformierten aufnehmen. Das Herzogtum Württemberg sei wie andere Territorien zu der Zeit eine „religiös geschlossene Gesellschaft“ gewesen. So beschreibt Hermann Ehmer, der frühere Leiter des Landeskirchlichen Archivs (Stuttgart), die Lage. Später ändert der Herzog seine Meinung.

Die Waldenser sind zwar reformiert, aber sie gibt es schon seit dem 12. Jahrhundert. Das ganze Mittelalter hindurch haben sie die reine Wahrheit des Evangeliums bezeugt. „Sie waren also schon lange vor der Reformation Protestanten“, fasst Giorgio Tourn, Pfarrer und Kirchenhistoriker, zusammen. Mit dieser Argumentation können sich Waldenser auch in lutherischen Ländern niederlassen.

Der heimatlos gewordene Pfarrer Arnaud fährt zweigleisig: Er sucht einen Ort für die Waldensergemeinden und plant gleichzeitig, die Waldensertäler zurückzuerobern. Doch auch die Protestanten lehnen seine Pläne ab. Sie fürchten die Konfrontation mit Frankreich. Arnaud wird beschattet, wechselt deshalb öfter Kleider und Orte. Savoyen setzt ein Kopfgeld auf Arnaud aus und lässt einen Steckbrief aushängen: „Von kleiner Statur und Haupt, dickleibig, rotes Gesicht, heller Bart, helle, kastanienbraune Haare, dicke Augenbrauen, dunkelblaue Augen, mittelmäßiger Mund, 33 Jahre alt.“ Im Sommer 1689 steht die Armee. Um die

Fotos: Deutsche Waldenservereinigung

tausend Mann starten diesen Feldzug, der als *Glorreiche Rückkehr* in die Geschichte eingeht. So lautet auch der Titel eines Buches, in dem die Rückeroberung genau beschrieben wird. Geschrieben ist es im Wesentlichen von Vincent Minutoli; Arnaud veröffentlicht es 1710.

Die Armee besteht aus Waldensern (zum größten Teil) und Hugenotten. Die Niederlande unterstützen Arnaud. Im Grunde ist dieser Feldzug von vornherein ein aussichtsloses Unternehmen. Wie soll eine zusammengewürfelte Laien-Armee gegen eine gut ausgebildete und straff organisierte französische Armee ankommen? Albert de Lange, der auch Wissenschaftlicher Vorstand der Deutschen Waldenservereinigung ist, nennt gleich mehrere Gründe: Die Waldenser möchten die zweitausend Kinder, die ihren Eltern weggenommen worden und „in Babylon versklavt" worden sind, wieder zurückholen. Arnaud argumentiert oft mit biblischen Bildern. Das motiviert die Glaubensgenossen. Außerdem betrachten die Waldenser die Täler als ihre rechtmäßige Heimat. So wie Israel einst durchs Rote Meer beziehungsweise durch die Wüste nach Kanaan gezogen ist, so ziehen jetzt die Waldenser über die Alpen in die Waldensertäler. Ein weiterer Grund beeindruckt vor allem die Unterstützer im Ausland. Arnaud identifiziert in der Apokalypse (Kapitel 11) die beiden Zeugen, die von einem unheimlichen Tier getötet werden, als Waldenser und Hugenotten.

Das Tier, das aus dem Abgrund kommt, ist in Arnauds Augen Frankreich. Die zwei Zeugen werden wieder auferweckt. Das entspricht der *Glorreichen Rückkehr*. Der Romanist Enea Balmas stellt die *Glorreiche Rückkehr* in einen großen Zusammenhang. Weitere Angriffe auf Frankreich werden folgen. Auf Zeichnungen und Gemälden wird Arnaud oft schwer bewaffnet dargestellt. Doch Arnauds Rolle als kämpfender Soldat werde überschätzt. Natürlich habe er gekämpft. Dennoch sei Arnaud mehr Pfarrer und Organisator gewesen, sagt der Kirchenhistoriker De Lange.

Apokalyptische Vision

Der Kupferstich von Jean-Henri Brandon (1691) zeigt Arnaud in seiner Doppelrolle als Pfarrer und Oberst. Genauso will Arnaud dargestellt werden. „Ad Utrumque Paratus" – „zu beidem bereit" – wird zu seinem Wahlspruch. Unterm Talar trägt Arnaud einen Brustpanzer. Rechts unten folgt die Erklärung des Wahlspruchs: „Ich predige. Ich kämpfe. Ich habe eine doppelte Berufung. Und von diesen beiden Aufgaben ist meine Seele erfüllt. Heute muss man Zion wiederaufbauen. Dazu braucht man Kelle und Schwert." Dass ein Pfarrer in der Armee Andachten und Seelsorge macht, verstehen zwar viele. Aber dass Pfarrer gleichzeitig Soldaten sein können, ist für viele im 16. Jahrhundert ebenso wie heute unvorstellbar.

Bis heute tragen etwa deutsche Militärseelsorger keine Waffen, nicht einmal dann, wenn sie im Kosovo oder in Afghanistan im Auslandseinsatz sind. „Du sollst nicht töten!" heißt schließlich eines der Zehn Gebote. Arnaud hat für den Waffen-Einsatz eine theologische Erklärung. Christen dürfen sich dann mit der Waffe verteidigen, wenn die Glaubensfreiheit in Gefahr ist. Der bewaffnete Widerstand wird mit der Verteidigung des reinen Evangeliums legitimiert. Später wird Arnaud erklären, dass bei der Eroberung der Täler Gott selbst in die Geschichte eingegriffen habe. Wie sonst hätte ein „armer Pfarrer, der bisher nur gegen den Satan gekriegt hat", ein so erfolgreicher militärischer Führer sein können? Die „Glorreiche Rückkehr" wird schließlich zu einem konstitutiven Element für die Identität der Waldensergemeinden, sagt Giorgio Tourn. Die Erinnerung daran zeigt die Präsenz Gottes und stärkt den Zusammenhalt untereinander.

Bei Henri Arnaud selber spielt die apokalyptische Vision ganz persönlich eine wichtige Rolle. Davon ist Albert de Lange überzeugt. Die Waldenser können sich nach weiteren politischen Wirren 1699 in Baden, Hessen und Württemberg niederlassen und gründen eigene Kolonien. Henri Arnaud wird Pfarrer in Dürrmenz (bei Pforzheim) und später auch in Schönenberg. Die neue Heimat ist für ihn nur eine vorübergehende. Arnaud will in sein Kanaan, in die Waldensertäler zurück. Kurz vor seinem Tod 1721 in Schönenberg predigt er noch einmal über die beiden ermordeten Zeugen in der Apokalypse, die wieder auferweckt werden. Was seine Gemeinde darüber denkt, ist nicht bekannt. Die Flüchtlinge richten sich langsam und auf Dauer in ihrer neuen Heimat ein. Bis Mitte des 19. Jahrhunderts sind die Waldenser-Gemeinden in die Landeskirchen eingegliedert. Als 2015 die erste Million Flüchtlinge nach Europa kam, wurde auch wieder an die Flüchtlinge des 17. Jahrhunderts erinnert. Und daran, wie Integration gelingen kann.

Das Jahresprogramm zum Arnaud-Jahr unter dem Motto „Glaube und Widerstand" finden Sie unter *www.waldenser.org*

Urteil und Fehlurteil

Vor 25 Jahren erschien Samuel Huntingtons „Clash of Civilizations“

EBERHARD PAUSCH

Vor einem Vierteljahrhundert veröffentlichte Samuel Huntington seine bekannte These vom „Kampf der Kulturen“. Eberhard Pausch, Studienleiter für Religion und Politik an der Evangelischen Akademie in Frankfurt/Main, stellt diese Formel auf den Prüfstand und fragt, inwiefern sie ein taugliches Analyseinstrument ist.

Im Jahr 1996, vor genau 25 Jahren, erschien das Buch „Kampf der Kulturen“ des renommierten US-amerikanischen Politikwissenschaftlers Samuel Huntington (1927–2008). Es löste schon unmittelbar nach seinem Erscheinen und besonders dann nach den Terror-Anschlägen des 11. September 2001 in New York und Washington eine hitzige und komplexe Debatte aus: Hat jetzt unwiderruflich der „Clash of Civilizations“ begonnen? Ist Huntington Recht zu geben, der bereits in einem 1993 in der Zeitschrift „Foreign Affairs“ erschienenen Aufsatz prognostiziert hatte, der Wiederaufstieg des Islams führe wahrscheinlich zu einem „Kampf der Kulturen“ mit dem westlichen Kulturkreis?

Die einen, die „Falken“, sagten: Ja, das ist so – und der Westen müsse deshalb möglichst stark und geeint in diese Auseinandersetzung gehen und sich dabei auch militärisch behaupten. Die anderen, die „Tauben“, versicherten, keineswegs stehe „der Islam“ für Krieg und Gewalt, dies gelte nur für eine kleine Minderheit von Terroristen. Deshalb komme es verstärkt darauf an, den „Dialog der Kulturen und Religionen“ zu fördern.

Wer hat nun Recht? Für die Falken spricht: Die Taliban, Al-Kaida und der „Islamische Staat“ (IS) waren und sind höchst gefährlich und auch keine zu vernachlässigende Minderheit – das sich zurzeit vollziehende Elend in Afghanistan nach dem Abzug der westlichen Truppen führt uns das vor Augen. Mit dem IS ließ sich nicht friedlich diskutieren, er musste militärisch bezwungen werden. Für die Tauben spricht: Die Invasion der USA im Irak im Jahr 2003 war völkerrechtlich zweifelhaft, sachlich nicht hinreichend begründet und hatte alles andere als friedliche und demokratische Folgen. Die Aufgabe des Dialogs stellt sich vielmehr an allen Orten und zu allen Zeiten immer wieder neu. Zumindest aber kommt es darauf an, diesen Dialog zu versuchen und zu wagen. Und gewaltsame Lösungen sind in jedem Falle eine ethisch fragwürdige „ultima ratio“.

In manchen Hinsichten erwiesen sich Huntingtons Voraussagen als hellsichtig und zutreffend. So konstatierte er, dass islamistische Terroristen sich wohl vor allem aus der technischen Intelligenz rekrutieren würden. Genau dies traf für Mohammed Atta und die anderen Attentäter des 11. September 2001 zu. Seine Warnungen vor dem Erstarken von Antieinwanderungs-Parteien haben sich erfüllt. Die AfD in Deutschland erscheint heute weitaus gefährlicher als die „Republikaner“ in den 1990er-Jahren. Und ob sich in Frankreich Emmanuel Macron gegen Marine Le Pen wird behaupten können und in den USA die Präsidentschaft Donald Trumps eine einmalige Episode bleiben wird, ist noch nicht entschieden. Auch Huntingtons Prognose eines Erstarkens des politischen Islamismus in der Türkei hat sich bestätigt. Von Özal über Erbakan hin zu Erdogan führt eine klare, bedrohliche, antidemokratische Linie. Geirrt hat sich Huntington im Blick auf den ehemaligen serbischen Staatschef Slobodan Milosevic. Diesen 1995/96 als „Friedensstifter“ zu bezeichnen, war eine absolute Fehleinschätzung.

Eine Beleidigung Afrikas

Wesentlich gravierender sind andere Bewertungen und Fehlurteile Huntingtons, die teilweise auf mangelnder Sachkenntnis beruhen. Dass er den Islam insgesamt als „Religion des Schwertes“ kennzeichnet, wird diesem sicherlich im Blick auf seine Geschichte und seine vielfältigen Erscheinungsweisen nur bedingt gerecht. Eine grob beleidigende Fehleinschätzung und Herabwürdigung erlaubt Huntington

sich im Blick auf den Kontinent Afrika: Dieser habe „nichts“ zum „Wiederaufbau Europas“ (wann? nach 1945? nach 1989?) beigetragen „… und speit stattdessen Heerscharen von entwurzelten Menschen aus“.

Solche Semantik und Rhetorik sind selbst ein Beitrag zum „Kampf der Kulturen“ und verkennen sowohl die Grausamkeit der Sklaverei- und Kolonialgeschichte, die den Kontinent Afrika geschwächt und arm gemacht haben, als auch die Notlage der auf der Flucht vor Hunger, Gewalt und den Folgen des Klimawandels befindlichen Menschen. Auch der afrikanischen Menschen immer noch und immer wieder fast überall begegnende Rassismus wird hier nicht ins Kalkül gezogen. Bei einer gerechten Einschätzung müsste man mindestens all diese Faktoren mitberücksichtigen.

Foto: Eduardo Munoz

Gedenken an die Anschläge vom 11. September 2001, New York, 2020.

Interessant ist allerdings, dass man Huntington keineswegs zu den „Falken" rechnen kann. So lehnt er in „Kampf der Kulturen" etwa jede Art von Intervention in anderen Kulturkreisen strikt ab. Er rät stattdessen ausdrücklich zum „Prinzip der Enthaltung". Das galt dann, ganz konsequent, auch 2003 für den Irakkrieg, den die Bush-Administration gegen zahlreiche internationale Appelle und Widerstände durchsetzte. Anders als etwa der heutige US-Präsident Joe Biden plädierte Huntington seinerzeit an der Seite von Bernie Sanders für die Nicht-Einmischung im Irak – und sollte, historisch betrachtet, Recht behalten.

Aus heutiger Perspektive kann man Huntingtons Werk noch einmal anders lesen und interpretieren. Auch wenn der englische und deutsche Titel den Blick auf die Kulturen/Kulturkreise und Zivilisationen richten, geht es in dem Buch, wenn man seine Tiefengrammatik beachtet, um das, was heute Identitätspolitik heißt. Diese ist bekanntlich aktueller und brisanter denn je. Unter der berechtigten Überschrift: „Black lives matter!" kommt es leider auch zu überzogenen, problematischen Entwicklungen wie der „Cancel culture"-Bewegung. Ist das ein Zufall? Wohl kaum.

Fatalistische Interpretation

Huntington betont zwar markant: „Kultur zählt". Aber was für ihn wirklich zählt, wird in den unmittelbar an diese These anschließenden Ausführungen deutlich: Es geht ihm nämlich um die „Identität der Kulturen", also nicht um die Kulturen an sich. „Das zentrale Thema dieses Buches lautet: Kultur und die Identität von Kulturen, auf höchster Ebene also die Identität von Kulturkreisen, prägen heute, in der Welt nach dem Kalten Krieg, die Muster von Kohärenz, Desintegration und Konflikt."

Die Grundfrage der Völker und Nationen lautet nach Huntington: „Wer sind wir?". Das ist unzweifelhaft die Frage nach der Identität. Für Logiker anders als für Historiker und Politikwissenschaftler eine recht einfache Frage. Denn Identität besagt im logischen Sinne: A ist gleich A. Mit der Identität ist aber immer auch die Differenz verbunden: A ist ungleich B. Wenn dem so ist, was ist dann, oder was wäre dann „Identitätspolitik"? Eine Politik, die A als A erkennbar werden lässt? Eine Politik, die A gleich A sein lässt und sorgfältig von B unterscheidet? Eine Politik, die A als A identifiziert und keine Gemeinsamkeiten mit B erkennen kann? Eine Politik, die A aufwertet, ohne dabei B in den Blick zu nehmen? Oder eine Politik, die das einstmals abgewertete A auf Kosten und zu Lasten von B aufwertet? Gegen die erste und die zweite Variante wäre nichts einzuwenden. Gegen die dritte, vierte und fünfte schon.

Die menschliche Geschichte sei eine Geschichte von Klassenkämpfen, meinten Karl Marx und ihm folgend der Kommunismus. Die menschliche Geschichte sei als Kampf zwischen Rassen zu deuten, meinten und meinen Rechtsextremisten auch heute noch. Huntingtons These lautet: Die menschliche Geschichte handelt von der Identität und Rivalität von Kulturen. Dabei fasst er den Kulturbegriff recht weit: Nationalitätszugehörigkeit (symbolisiert durch „Flaggen"), Religion (symbolisiert durch „Kreuz" und „Halbmond"), Sprache, Geschichte, Wertvorstellungen, Sitten und Gebräuche seien darunter zu fassen. Leider entsagt auch Huntington dabei nicht gänzlich dem Konzept der „Rasse(n)", das bei ihm zwar keine vorrangige Rolle spielt, aber doch im Umkreis der Kulturfaktoren erwähnt wird und offenbar – und sei es auch in homöopathischer Dosis – die Identität von Kulturen mit ausmacht.

Zu einer ausgewogenen und gerechten Beurteilung von Huntingtons Werk gehört es allerdings auch, darauf hinzuweisen, dass für ihn die Erhaltung des Weltfriedens das vorrangige Ziel war. Und dieser Frieden schien aus seiner Sicht in der neuen, multipolaren und multikulturellen Welt nach dem Ende des Kalten Krieges allzu ungesichert zu sein. Ein „Ende der Geschichte" (Francis Fukuyama) hatte er ebenso wenig im Blick wie eine harmonische Welt ohne Bedrohungen und Konflikte. In einer globalisierten Welt, in der es um die Identitätsfrage geht, ist der Friede gefährdet. Dem wollte er mit seinen Analysen, Thesen und Prognosen etwas entgegensetzen.

Eine Unvermeidlichkeit des „Zusammenprallens der Kulturen", also ein historischer Determinismus oder Fatalismus, lässt sich aus seinem Buch nicht herauslesen. Dass aber eine fatalistische Huntington-Interpretation dem Dschihad-Terrorismus auf der einen und dem nationalistischen Rechtspopulismus und -extremismus auf der anderen Seite in höchstem Maße zuträglich war und ist, steht außer Frage. Gerade deshalb stehen wir vor der Aufgabe, die Globalisierung politisch zu gestalten und den Dialog der Kulturen und Religionen konstruktiv zu führen.

Auch Huntington entsagt nicht gänzlich dem Konzept der „Rasse(n)".

Der Dialog der Kulturen und die Kultur des Dialogs sind Eckpfeiler des Weltfriedens. Mit anderen Worten: Die Tauben haben zwar Recht, aber den Frieden gewinnen werden sie nur, wenn sie „ohne Falsch" sind und zugleich klug wie die Schlangen (Matthäus 10,16). Auch das ist eine Frage der Identität – und nicht die einfachste.

Der wahre Gott ist der am Kreuz

Justus Geilhufe über den großen US-amerikanischen Theologen Bruce McCormack

Das Promotionsthema von Justus Geilhufe „Gnade als trinitarisches Sein. Bruce McCormacks Theologie in ihrer Entwicklung aus analytischer und konstruktiver Barthrezeption“ ist aus der Begegnung mit McCormack am „Center for Barth Studies“ in Princeton entstanden. Geilhufe ist sich sicher, dass der amerikanische Theologe wesentlich Neues zur Theologie, ja zur Philosophie beizutragen hat.

Foto: privat

Ich komme aus einem klassischen Pfarrerhaushalt: Mein Vater war seit Anfang der Siebziger Jahre Pfarrer in Sachsen, ausgebildet am Theologischen Seminar Leipzig, später war er Gemeindepfarrer und schließlich in der Krankenhausseelsorge tätig. Meine Mutter arbeitete als promovierte Musikwissenschaftlerin in der Kantoren-Ausbildung. Man kann also sagen, ich stamme aus der protestantischen Herzkammer. Dennoch lag es nicht unbedingt auf der Hand, dass ich auch Pfarrer werde, dazu brauchte es schon eine Überlegung, wenn auch keine deutliche Unterbrechung in meinem Lebenslauf. Ich wurde ausgerechnet am 17. Juni 1990 geboren und wuchs in dem typischen Ex-DDR-Milieu der ostdeutschen Großstadtgemeinden, in Dresden, auf, die damals zugleich sehr aufgeschlossen und sehr fromm waren. Und überlegen musste ich mir schon, ob ich auch wirklich Pfarrer werden wollte. Aber dann habe ich mich dazu entschlossen und mein Theologie-Studium mit anschließender Promotion in Jena, Princeton, München, Leipzig, Göttingen, Rom und St. Andrews in Schottland abgeschlossen. Ende Februar habe ich mein Vikariat beendet. Jetzt bin ich Pfarrer der Kirchgemeinde Großschirma in Sachsen. Ich habe erst einmal keine akademische Laufbahn eingeschlagen, weil ich immer im Kopf hatte, was mir ein Professor in Princeton einmal sagte: „Wir brauchen Pfarrer, die Professoren sind, und Professoren, die Pfarrer sind.“ Ich fühle eine eindeutige Berufung für den pastoralen Dienst und diese sächsische Kirche und ihre Menschen sind mir ans Herz gewachsen, gerade weil diese Kirche manchen als zu klein und etwas hinterwäldlerisch gilt. Aber ich finde sie sehr wertvoll, und wir brauchen hier gute Pfarrer. Ich glaube, dass in dieser zum Teil völlig entchristlichten Gegend Pfarrer mit guter akademischer Ausbildung wichtig sind, damit sie die Lebensfragen der Menschen gut beantworten können.

„Wir brauchen Pfarrer, die Professoren sind, und Professoren, die Pfarrer sind.“

Mein Promotionsthema (mithilfe meiner Doktormutter Christine Axt-Piscalar aus Göttingen) „Gnade als trinitarisches Sein. Bruce McCormacks Theologie in ihrer Entwicklung aus analytischer und konstruktiver Barthrezeption“ ist aus der Begegnung mit McCormack am „Center for Barth Studies“ in Princeton entstanden. Ich bin mir sicher, dass der amerikanische Theologe wesentlich Neues zur Theologie, ja zur Philosophie beigetragen hat. Obwohl stark von Karl Barth beeinflusst, neigt er nicht zu dessen „Heiligsprechung“ (Friedrich Wilhelm Graf), die viele andere Theologen späterer Generationen vor diesem „Kirchenvater des 20. Jahrhunderts“ pflegen. McCormack nimmt sich die Freiheit heraus, Barth neu zu interpretieren und ihm nicht zu unterstellen, er habe mit 38 Jahren genau

Unter der Rubrik „Das Projekt“ berichten Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler in *zeitzeichen* über ihre Forschungsarbeiten.

die gleiche Theologie betrieben wie mit 82, also am Ende seines Lebens. Wenn Barth etwa die göttliche Erwählung der Menschheit betont, so ist dies mit Barths eigenem Begriff der göttlichen Freiheit nur schwer vereinbar, wie McCormack nachweist. Es gibt eben Brüche oder Neuorientierungen in Barths Opus Magnum, der „Kirchlichen Dogmatik“ mit ihren 14 Bänden – das Werk ist nicht aus einem Guss. Wie könnte es auch?

Knapp gesagt, erscheint mir hier aber auch entscheidend, dass McCormack Barth verteidigt in dessen Ansicht, dass sich Gott im sterbenden Jesus am Kreuz wesentlich und geschichtlich in einer Person offenbart hat – man also doch etwas sagen kann über Gott, obwohl er der „ganz Andere“ ist und Kant nachgewiesen hat, dass eine vernünftige Aussage über Gott im Rahmen unserer Vernunft schlichtweg nicht möglich ist. Der Leidende am Kreuz zeigt, dass Gott die Liebe ist, und er bleibt allmächtig und perfekt auch im Kreuzgeschehen. Der wahre Gott ist der am Kreuz, hier zeigt sich sein ganzes Wesen. Und das ist unvereinbar mit dem Gedanken, dass auch außerhalb Jesu ein ganz anderer Gott denkbar ist. Diese Einsicht schränkt unser Denken über Gott nicht ein. Und ein vernünftiges Denken über Gott ist möglich, auch dank McCormack.

Ich bin gerade dabei, mit einem Kollegen (Matthias Gockel aus Basel) die wichtigsten Aufsätze McCormacks ins Deutsche zu übersetzen, denn ich glaube, dass seine Theologie hierzulande noch nicht so bekannt ist, wie sie es eigentlich verdiente. Es scheint viele Barth-Fans in Deutschland zu irritieren, wie viel Freiheit der Kritik sich McCormack gegenüber Barth herausnimmt. Wahrscheinlich kommen auch viele Theologen in Deutschland nicht wirklich damit zurecht, dass die hiesige Theologie nicht mehr wie früher der Nabel der Welt ist, sondern dass wichtige, moderne Impulse eben auch von außen kommen, etwa von Bruce McCormack – und das, obwohl in Deutschland bald auf vierzig Vollprofessoren der Theologie nur noch vierzig Studierende kommen, um es etwas zu überspitzen.

Ich stelle meine theologischen Kenntnisse und Erkenntnisse übrigens auch auf YouTube online, weil ich glaube, dass Theologie heraus muss aus dem Elfenbeinturm. Natürlich haben diese Videos nicht wirklich eine Breitenwirkung. Aber ich bin überzeugt, und das mag mein Ost-Erbe sein, dass wir als Theologen die Pflicht haben, Alltagsfragen auch theologisch zu durchdringen. Es kann in der Theologie nicht nur um „Cluster“-Bildung gehen, was ja derzeit schwer in Mode ist, also Forschungsverbünde zu Themen wie „Religion und Politik“ oder „Religion und Soziologie“. Auch wenn, wie bei uns in Sachsen, 86 Prozent der Menschen nicht mehr in der Kirche sind und es allein in meiner Landeskirche bei den Pfarrerstellen derzeit siebzig Vakanzen gibt, traue ich auch den ganz einfachen, grundlegenden und großen dogmatischen Fragen der Theologie immer noch zu, dass sie zu Lebensfragen werden. Und die Menschen bewegen können.

Aufgezeichnet von Philipp Gessler

Mehr zu Justus Geilhufes Doktorarbeit unter: *www.vandenhoeck-ruprecht-verlage.com/themen-entdecken/theologie-und-religion/systematische-theologie-religionsphilosophie/56894/gnade-als-trinitarisches-sein.*

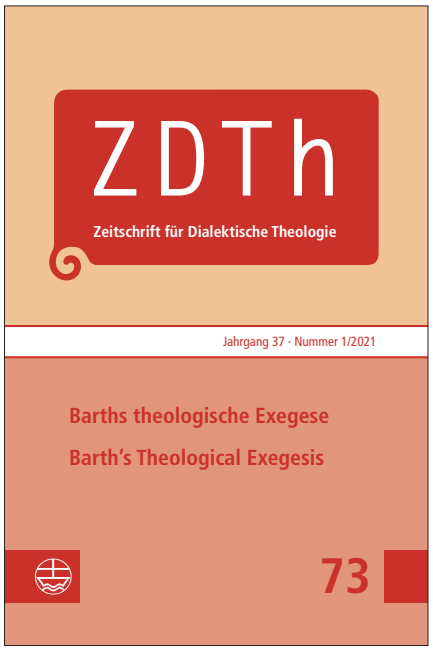
Seine YouTube-Videos zu Bruce McCormack finden sich unter: *www.bit.ly/3svvp07*

Für Sie reingeschaut

Zeitschrift für Dialektische Theologie (ZDTh)

Wer es genau wissen will, wie das so ist mit „Kirchenvater des 20. Jahrhunderts“, der sollte die „Zeitschrift für Dialektische Theologie“ (ZDTh) lesen. Die 1985 gegründete wissenschaftliche Publikation bietet Raum für Studien zur Theologie Karl Barths (1886–1968) und ihrer Wirkungsgeschichte sowie für Theologien im Umfeld Barths, wie es von der Zeitschrift selbst heißt.
Ein Hauptziel der Zeitschrift ist die Publikation der Referate der beiden jährlichen Barth-Tagungen in der Schweiz und den Niederlanden. So auch in der Nummer 1/2021. Da ist zum Beispiel der Vortrag von Martinus C. de Boer nachzulesen: „Karl Barth, Theologische Exegese und die Apokalyptik. Interpretation von Paulus“ oder der Vortrag von Gerhard Bergner „Vorkritisch, unkritisch oder nachkritisch? Die biblische Exegese von Karl Barth im Konflikt“. Gerard van Zandens Beitrag zur Tagung hatte den schönen Titel „‚Nun war die Schlange listiger als alle Tiere auf dem Felde […].‘ Der Sündenfall in Genesis 3 aus den Augen von Karl Barth und Frans Breukelmann“.

Weitere Infos unter: *www.eva-leipzig.de*



Keine feste Burg

Johann Baptist Metz und seine gesammelten Schriften

ROLF WISCHNATH

Seit kurzem ist die Werkausgabe des katholischen Theologen Johann Baptist Metz vollständig erschienen. Der frühere Cottbuser Generalsuperintendent und jetzige Honorarprofessor für Evangelische Theologie in Paderborn, Rolf Wischnath, hat das Opus Ultimum gelesen. Er würdigt einen Theologen, dessen Werk in einzigartiger Weise über das Thema Leiden den Gedanken einer „Neuen politischen Theologie" profiliert hat.

Joseph Ratzinger: Ah, interessant. Sie haben mit Metz gesprochen?
Student: Ja!
Ratzinger: Und? War es gut?

Die Antwort auf diese Frage kann nun gegeben werden. Denn die „Gesammelten Schriften" eines der ganz großen katholischen Theologen unserer Generation sind nun komplett in elf Bänden erschienen. Johann Baptist Metz (1928–2019) kommt aus Auerbach in der bayerischen Oberpfalz: „Man kommt von weit her, wenn man von dort herkommt. Es ist, als wäre einer aufgewachsen an den verdämmernden Rändern des Mittelalters" (1979). Nach der Militärzeit (1944/45) nimmt er das Studium der Theologie und Philosophie auf. Er findet rasch den Kontakt zum Schülerkreis Karl Rahners, dessen wichtigster Schüler er wird.

Joseph Ratzinger und Johann Baptist Metz (JBM) lehren von 1963 bis 1966 nebeneinander an der Westfälischen Wilhelms-Universität zu Münster. 1966 verlässt Ratzinger Münster. Einen seiner Gründe für den Abschied aus Westfalen benennt er: „… dass ich das Gefühl hatte, dass mit der politischen Theologie von Johann Baptist Metz eine Himmelsrichtung hereinbricht, die auf eine verkehrte Weise die Politik in den Glauben hineinträgt. Und ständig in der Fakultät im Krach zu leben, wäre nicht meine Sache gewesen … Da schien es mir richtiger, nach Tübingen zu gehen und dort in die Tübinger Tradition einzutreten." Der zum Bischof von München avancierte Joseph Ratzinger vereitelt 1979 zusammen mit dem bayerischen Kultusminister Hans Maier die Berufung von JBM nach München. So bleibt er dreißig Jahre lang in Münster. Es hat den Westfalen genützt.

Am 19. April 2005 sagt Metz zur Papstwahl Joseph Ratzingers: „Benedikt der XVI. ist kein Fundamentalist. Denn Fundamentalisten reflektieren ihre Überzeugungen nicht. Die, die ihn einen Fundamentalisten nennen, sind vermutlich in seinen Augen selbst solche Fundamentalisten der Beliebigkeit, gehorsam jener ‚Diktatur des Relativismus', die er in seiner Rede vor dem Konklave (Kardinalsversammlung zur Papstwahl) anprangerte."

Dem Wiener Theologen Johann Reikerstorfer ist nun zu danken, dass er seine interpretierenden und einordnenden Fähigkeiten selbstlos in diese elf Bände der „Gesammelten Schriften"(GS) JBMs gestellt hat. Er hat dessen Arbeiten entschlüsselt, systematisiert und herausgegeben. JBM selbst war daran noch zeitweise mitbeteiligt. Er ist 2019 gestorben.

Provozierendes Gedächtnis

Die Herausgabe seiner „Gesammelten Schriften" ist hervorragend und – sehe ich recht – in jeder Hinsicht wohl makellos. Und es ist etwa so wie bei Karl Barth: Man kann mit jedem Band der Kirchlichen Dogmatik beginnen. Man hat recht eigentlich in einem Band schon das Ganze: JBMs zentrales Werk ist *Memoria passionis: Ein provozierendes Gedächtnis in pluralistischer Gesellschaft (Band 4 GS)*. Dieses Buch vermag es, einen gleichsam „entflammenden" Weg zu Metz schaffen.

Metz' Theologie *Mit dem Gesicht zur Welt* hat recht eigentlich nur *ein* be-

Johann Baptist Metz (1928–2019)

stimmendes Thema: die Gottesfrage in der Krise des milliardenhaften, unendlichen Leids in der Gegenwart und zurückblickend in der Menschheitsgeschichte. Niemand sonst unter den derzeitigen Theologinnen und Theologen hat meines Erachtens die schwere Last der Theodizeefrage sich so auf die Schultern legen lassen wie JBM.

Metz schreibt mit einem „Schrei" zu Gott: mit dem Schrei der Leidenden, mit der „Landschaft aus Schreien" [Nelly Sachs] – besonders in der Geschichte Israels –, mit dem Schrei Jesu am Kreuz und dem Schrei am Ende der Bibel „Amen, komm Herr Jesus!" (Offenbarung 22,20). Man könnte die Theologie des Johann Baptist Metz eine „Theologie des Schreis" nennen. Metz bezieht sich immer wieder auf Auschwitz – den Ort, in dem der

Man könnte die Theologie des Johann Baptist Metz eine „Theologie des Schreis" nennen.

Schrei der Leidenden überlaut wird. Aber nicht nur in den Ohren des Menschen schreit das Leid ohrenbetäubend, sondern mehr noch bei Gott, der zu Kain sagt: „Horch, das Blut deines Bruders schreit zu mir empor vom Ackerland" (1. Mose 4,10).

Es ist folgerichtig, dass JBM von Auschwitz her zur Frage nach Gottes Gerechtigkeit kommt. Metz spricht von Gott nicht als dem schlechterdings Jenseitigem. Von einem solchen wäre nichts zu denken und auszusprechen. JBM lehrt das „Vermissen Gottes". Solch ein Vermissen fragt: Wo ist der Gott, der die Bitte und Klage der Vielen, der Unzähligen hört und handelt? Er vernimmt doch ihr Schreien.

Metz kann von der „universalen Autorität der Leidenden" sprechen. Diese Autorität sei eine allen Menschen und Religionen zugängliche „Dimension". Auf ihrem Hintergrund können Menschen unterschiedlicher Konfessionen und Religionen zur Kommunikation ihrer Überzeugungen und zu Verständigungen und zum gemeinsamen Handeln für die Leidenden kommen.

JBM postuliert, dass es zum Wagnis der Theologie gehören müsse, die Theodizeefrage nicht beantworten zu können und zu wollen (und auch dafür keine dogmatische Antwort parat zu haben). Sondern sie ist – im Widerspruch zu einer „vergessensgeleiteten Normalität" – als ebenso unvergessene wie bedrängende Frage immer neu in Erinnerung zu rufen und ihrer ist gewärtig zu sein. Metz gibt seinen Studierenden die Aufgabe: „Fragt euch, ob die Theologe, die ihr kennenlernt, so ist, dass sie vor und nach Auschwitz eigentlich die gleiche sein könnte."

Es ist eine Rückfrage an Gott, die sich wohl auch im Schrei nach seiner Gegenwart und Hilfe artikulieren kann: Statt die hilfreiche Gegenwart Gottes über die Leidenden hinweg als gegenwärtig zu postulieren, müssen sich die Theologie und das kirchliche Leben von der quälenden Erfahrung seiner Abwesenheit beunruhigen lassen, sagt Metz. Und er gebraucht hier das Verb und das Substantiv, das zur zentralen Kategorie seiner Gotteslehre wird: „vermissen"/„das Vermissen". Hier artikuliert sich eine Bestürzung jenseits aller vertrauten Rede von Gott. JBM: „Die Katastrophe besteht nicht in der Katastrophe, sondern darin, dass wir sie nicht mehr als solche wahrzunehmen vermögen, dass wir vielmehr immer mehr zu Voyeuren des eigenen Untergangs werden?"

In der Katastrophe allerdings kann es zur Verheißung kommen, dass Gott – einst und unter allen Umständen – das Ende unserer Verzweiflung stiftet. Metz sagt, dass in seinen Augen „Rettung" ein wesentliches Gottesattribut ist, gewissermaßen eine „eschatologische Auszeichnung". Im Blick auf die Zukunft Gottes, in deren Ereignis die Antwort auf die Theodizeefrage gegeben wird, ruft dieser Theologe – ja, er schreit es: „Ich will, dass ER rettet!"

In der Gottesferne

Hier jedoch geht JBM einen anderen Weg als Jürgen Moltmann. Moltmann spricht davon, dass die Theodizeefrage zu einer interimistischen Antwort kommt: nämlich im Postulat, dass Gott selber sich am Karfreitag im Gekreuzigten und in die Gottesferne begibt und dass das menschliche Leid in Gott selbst, in einer inner-trinitarischen Gottesgeschichte aufgehoben wird. Metz entgegnet, dass durch diese Antwort auf die Gerechtigkeitsfrage, in welcher Moltmanns Theologie vom leidenden Gott spricht, es zu einer verheißungslosen „Verdoppelung" des eigenen Leidens und unserer eigenen Ohnmacht kommt. Und er fragt: Führt das nicht zu einer „Verewigung des Leidens?". Und gibt es bei einer Auskunft, Gott sei selber ein leidender Gott, nicht „eine heimliche Ästhetisierung allen Leidens"?

„Der sanftmütige Feuerkopf" – wie ihn die *Zeit* einmal nannte – schreibt keine Dogmatik, denn: „[E]s" geht doch den meisten Systematikern im Verhältnis zu ihren Systemen wie einem Mann, der ein ungeheures Schloss baut und selbst daneben in einer Scheune wohnt. Sie leben nicht selber in ihren ungeheuren systematischen Gebäuden." JBM baut kein Schloss, sondern er äußert sich auf Fragen oft mit eigenen Fragen. Im Anschluss an fragwürdige Begriffsbestimmungen kommen neue Fragen. „Und so nenne ich, was mich umtreibt und irritiert, ‚Vermutungen'."

JBM baut kein Schloss. Er äußert sich in Stellungnahmen und Vorträgen, in Essays und Referaten, in Vorlesungen und Problemanzeigen, in Predigten und Impulsen. Es gibt wohl keinen Text unter den Gesammelten Schriften, der nichts mit seinem Leben zu tun hätte. Und Metz versteht seine Theologie nicht als feste Burg, sondern als Korrektiv, also als Maßnahme zur Abmilderung von theologischen Missständen. Er sagt oft, er betreibe eine sehr unvollkommene Theologie, die allerdings dafür sorge, einige geistige und geistliche Maßnahmen zur Milderung von Missständen und Abwegen zu benennen. Das kann man wohl sagen!

Vor diesem Hintergrund ist es gerechtfertigt, wenn die elf Bände seiner Werkausgabe auf den dunkelroten Umschlägen den leidenschaftlichen Lehrer JBM im erkennbaren Schemen zeigen: als engagierten Redner, Hochschullehrer und Prediger in der Absicht, seine Zuhörer zu erreichen und teilhaben zu lassen an seiner Leidenschaft. Das kann nun durch die Gesamtausgabe seiner Schriften geschehen.

Und zu Recht hat Jürgen Moltmann, wenn es um Ratzingers Frage geht – „War es gut?" geantwortet: „Metz ist immer wieder für eine Überraschung gut." ◿

LITERATUR

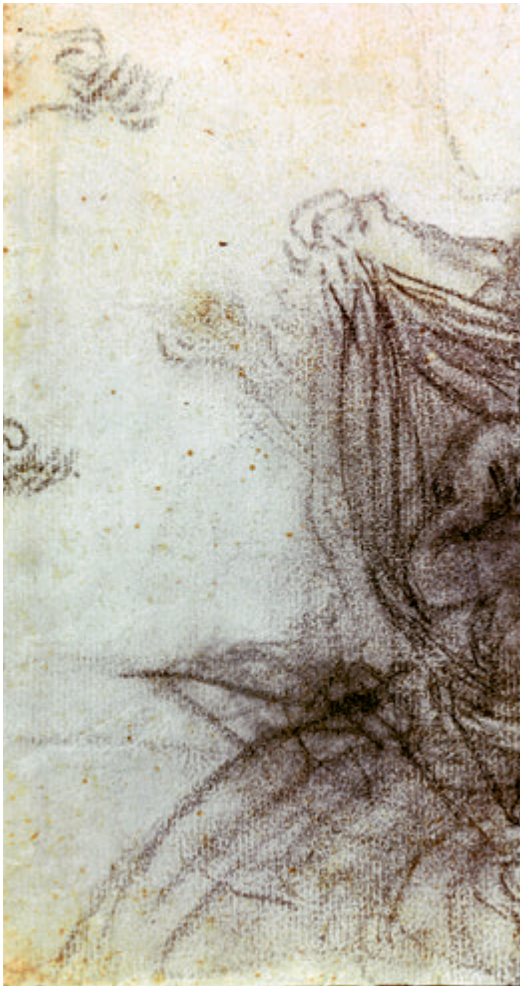
Johann Baptist Metz und Johann Reikerstorfer (Hg.): Gesammelte Schriften, Ausgabe in elf Teilbänden. 3360 Seiten, Verlag Herder, Freiburg im Breisgau, 1. Auflage 2020, Euro 198,–.

Foto: dpa

Leuchtturm nachdenklichen Christentums

Einhundert Jahre Arbeit mit der Vielfalt weltanschaulicher Fragen

MARTIN FRITZ



Im September 1921 wurde in Berlin die „Apologetische Centrale“ (AC) gegründet. Damit reagierte die Kirche auf die Umbrüche der Zeit. Martin Fritz, Wissenschaftlicher Referent an der Evangelischen Zentralstelle für Weltanschauungsfragen (EZW) in Berlin, schildert die Entwicklungen der kirchlichen Apologetik seitdem.

Entkirchlichung, religiöse Pluralisierung und Säkularisierung bestimmten die Jahre der „Explosion der Moderne“ (Kurt Nowak) nach dem Ersten Weltkrieg. Nach der Trennung von Kirche und Staat 1919/20 kam es zur ersten großen Kirchenaustrittswelle. Jenseits der Großkirchen etablierten sich Freikirchen und neuchristliche Gemeinschaften. Daneben entstand ein buntes Panorama von Religions- und Weltanschauungsgemeinschaften: Monisten, Anthroposophen, Lebensreformer, Völkisch-Religiöse, Spiritisten.

In dieser Situation erwuchs im „Central-Ausschuss für die Innere Mission“ die Überzeugung, die evangelische Kirche müsse verstärkt „Apologetik“ (von altgriechisch apología; Verteidigungsrede, Rechenschaft) betreiben: die intellektuelle Rechenschaft des christlichen Glaubens in einem Umfeld christentumsfremden oder auch -feindlichen Geistes. Die dafür geschaffene „Centrale“ hatte aber nicht lange Bestand. Weil sich die AC bald auch gegen die nationalsozialistische Ideologie wandte, wurde sie 1937 von den Nazis verboten.

Als die AC 1960 als „Evangelische Zentralstelle für Weltanschauungsfragen“ (EZW) neu gegründet wurde, übernahm sie auch den Grundauftrag der Apologetik. Wie schon die AC sollte und soll die EZW außerdem das kirchliche Kompetenzzentrum für religiös-weltanschauliche Gegenwartskunde sein. Um eine Auseinandersetzung führen zu können, muss man wissen, mit wem man es zu tun hat. Das unübersichtlich gewordene Feld von Gruppierungen und Strömungen muss überhaupt sondiert, dokumentiert und sortiert werden.

Neben der Wissensvermittlung durch Publizistik und Bildungsangebote ist der EZW aus der gegenwartskundlichen Expertise ein weiteres Tätigkeitsfeld erwachsen: die Bearbeitung von Anfragen zu bestimmten religiösen oder weltanschaulichen Gruppen oder Themen vonseiten verschiedenster kirchlicher, staatlicher und wissenschaftlicher Stellen, von Privatpersonen und nicht zuletzt von Journalisten. Durch die Beratung in Weltanschauungs- und „Sekten“-Problemfällen leistet die EZW einen wichtigen Dienst an Einzelpersonen, die – oftmals in privaten Krisensituationen – Orientierung auf dem verwirrenden „Weltanschauungsmarkt“ suchen. Sie wartet dabei mit einer besonderen Religionskompetenz auf, über die das Personal der staatlichen Beratungsstellen meist nicht verfügt. Zum anderen ist die EZW aufgrund ihrer bundesweiten Auskunftsarbeit (zusammen mit der Publizistik) ein bedeutsamer Akteur an der Schnittstelle von Kirche und Öffentlichkeit. Sie sorgt für öffentliche Sichtbarkeit und Hörbarkeit der evangelischen Kirche, weit über die Grenzen ihrer Binnendiskurse hinaus.

Die EZW sorgt für öffentliche Sicht- und Hörbarkeit der evangelischen Kirche.

Gegenüber der AC hat sich aber auch ein neuer Aufgabenbereich etabliert: der Dialog mit einschlägigen Gruppierungen und Institutionen. Er dient zunächst der Gegenwartskunde: Mit wem man redet, den versteht man besser. Aber das ist nicht alles. In einem von Empathie geprägten Gespräch kann auch das Bewusstsein für die Grenzen und Schwächen der eigenen sowie für das Recht und den Wert der anderen Position wachsen. Im Ergebnis zielt der Dialog dann nicht mehr nur auf bessere Kenntnis, sondern auch auf die Förderung von Toleranz und respektvoller Konvivenz. Dies trifft jedenfalls unter der Voraussetzung zu, dass die religiös-weltanschauliche Pluralität als unveränderliches Faktum anerkannt wird. Allem Anschein nach hat sich an diesem Punkt zwischen AC und EZW ein Wandel vollzogen: Bei der EZW herrschte von Anfang an eine größere Akzeptanz gegenüber der modernen Situation. Unbeschadet der anderen Aspekte ist die „Kernaufgabe“ der

Gianlorenzo Bernini (1598 – 1680): „Die Zeit enthüllt die Wahrheit", 1646.

Fotos: akg

EZW nach wie vor die Apologetik. Wie kann man ihr heute gerecht werden? Idealtypisch lassen sich zwei Arten des Engagements zur Selbstbehauptung des Christlichen unterscheiden, die das Feld möglicher Antworten abstecken.

Die Konfrontationsapologetik beurteilt das Andere unmittelbar anhand des Eigenen. Sie misst alternative Welt- und Lebensansichten am Maß der eigenen christlich-konfessionellen Tradition. Sie geht dabei von einem abgeschlossenen Kreis kirchlicher Lehren oder Wahrheiten aus, die von der Überlieferung her vorgegeben sind. Sie gelten in ihrer normativen Autorität als gesetzt und sind von der Apologetin entsprechend normativ zur Geltung zu bringen. Wir haben es hier gewissermaßen mit der „natürlichen" Form von Apologetik zu tun. Denn sie kommt dem menschlichen Verlangen nach Bestätigung des Eigenen entgegen. Sie konvergiert mit der Tradition christlicher Offenbarungstheologie. Und sie verspricht einen unmittelbaren Identitätsgewinn: Die Abgrenzung bekräftigt wohltuend das eigene Sosein.

Allerdings hat dieser Gewinn einen Preis. Erstens wirkt der positive Effekt nur nach innen, nicht nach außen. Er wirkt nur dort, wo die eigenen Grundnormen, Schrift und Bekenntnis, grundsätzlich als solche akzeptiert sind. Außerhalb der Kirchenmauern wird die einfache Behauptung dieser Normen mit Schulterzucken quittiert. Die Rechenschaftsleistung der Konfrontationsapologetik ist also sehr begrenzt. Außerdem hat sie prinzipiell eine traditionalistische und antimodernistische Schlagseite. Sofern sie jede Abweichung des modernen „Zeitgeistes" vom Traditionell-Christlichen als gegenchristlich verwirft, droht sie das Christentum vom Wahrheitsbewusstsein der Gegenwart zu isolieren. „Um der Macht des Zeitgeistes zu entrinnen, schließt sie nicht selten Bündnisse mit dem Zeitgeist von gestern" (Reinhart Hummel) – und lässt das Christentum damit vielen als eine religiöse Option von gestern erscheinen. So verfehlt sie gerade das eigentliche apologetische Ziel.

Das Gegenkonzept kann Vermittlungsapologetik genannt werden. Sie bemüht sich um den Erweis der Anschlussfähigkeit des Christentums an die Gegenwart, ohne damit den Anschluss an die Tradition aufzugeben. Sie versucht, zwischen dem traditionellen Christentum und dem gegenwärtigen Wahrheitsbewusstsein zu vermitteln und damit seine Vertretbarkeit in Konkurrenz zu den alternativen Weltdeutungen zu erweisen. Daher versteht die Vermittlungsapologetin das Eigene nicht als unhinterfragbare Norm, sondern akzeptiert seine Infragestellung durch das Andere. Selbst zutiefst tangiert vom Geist der Gegenwart und von den anderen weltanschaulichen Optionen, empfindet sie selbst die Fragwürdigkeit des Eigenen und macht sich auf die Suche nach tragfähigen Antworten – für die anderen und für sich selbst. Dabei nimmt sie in Kauf, dass sie möglicherweise auch zu einer veränderten Auffassung des Eigenen kommt. Um die Auseinandersetzung sinnvoll führen zu können, begreift sie das Christentum nicht als unveränderlichen Kanon von Wahrheiten, sondern als geistige Größe, die sich in geschichtlich wandelbaren Formen verwirklicht. Sie geht davon aus, dass das „Wesen des Christentums" – das, was am Christentum wesentlich und unverzichtbar ist im Gegensatz zu seinen veränderlichen Gestaltungen – in jeder Zeit neu ausgedrückt werden muss, auf dass es für die Zeitgenossen zugänglich bleibe.

Scheidung der Geister

Mit der flexibleren Auffassung des Christentums gewinnt dieser Ansatz erheblich an Dialog- und Pluralitätsfähigkeit. Aber auch dieser Gewinn hat seinen Preis: den Verlust an christlichem Profil. Jedenfalls ist das Profil nicht mehr so leicht zu erkennen und zu definieren. Anstatt ungebrochen eine überkommene Identität zu übernehmen, muss der Vermittlungstheologe am eigenen Herkommen laufend unterscheiden, welche Aspekte er in welcher Weise für wesentliche „Kernelemente" und welche er für lediglich periphere Ausdrucksformen des Christlichen hält. Damit gerät er in unabschließbare Selbstverständigungsprozesse, die von außen als Ausdruck profilloser Beliebigkeit oder kraftloser Überreflektiertheit erscheinen können. Er steht in der Gefahr des Identitätsverlusts – womit das

Verteidigungsziel der Apologetik ebenfalls verfehlt wäre.

Die beiden Idealtypen stecken das Feld apologetischer Positionen ab. Weder eine schroffe Konfrontationsapologetik noch eine entschiedene Vermittlungsapologetik wurde bei der EZW betrieben. Im Laufe der Jahre wurden verschiedene Zwischenstrategien verfolgt, stets geleitet von der Absicht, die Verfehlungen in der einen oder anderen Richtung zu vermeiden.

Konkrete Auseinandersetzung

Zur Charakterisierung des Auftrags der EZW ist eine weitere Unterscheidung erhellend. Friedrich Schleiermacher (1769-1834) zufolge kommt der Apologetik eine schlechthin grundlegende Rolle innerhalb der Theologie im Ganzen zu. Denn der Theologie obliegt die apologetische Generalaufgabe, eine gegenwärtig anschlussfähige Fassung des Wesentlich-Christlichen auszubilden, um einer traditionalistischen Fixierung und mithin dem Veralten des Christentums zu wehren.

Wozu braucht es dann aber noch eine „apologetische Zentrale“? Die akademische Theologie beschäftigt sich in ihrer Arbeit oftmals nur indirekt mit den geistigen Gegenwartsbedingungen und mit der religiös-weltanschaulichen Konkurrenz. Demgegenüber ist die kirchliche „Berufsapologetik“ viel stärker auf die direkte und konkrete Auseinandersetzung mit den Alternativen zum kirchlichen Christentum fokussiert. Sie arbeitet nicht an einer Gesamtperspektive, sondern an aktuell begegnenden Einzelphänomenen, -problemen und -kontroversen. Von der generellen Apologetik hebt sie sich demnach als kasuelle oder okkasionelle Apologetik ab: Sie ist vorwiegend „Rechenschaft bei Gelegenheit“, evoziert durch bestimmte Anlässe. Die Publikationsorgane der EZW *(Zeitschrift für Religion und Weltanschauung; EZW-Texte)* mit ihrem Reichtum an aktuellen Themen illustrieren diesen Sachverhalt.

Der kasuelle Zuschnitt bedingt auch die spezifische Art und Weise, wie die Berufsapologetik Rechenschaft von der Gegenwartsfähigkeit des (kirchlichen) Christentums gibt. In der Auseinandersetzung mit den konkurrierenden Gruppierungen und Strömungen wird das Christentum nicht in umfassender Weise zum Thema, sondern es werden an ihm jeweils einzelne Elemente oder Aspekte in den Blick gerückt. Das heißt: Faktisch geschieht die apologetische Darstellung des Christlichen hier nicht umfassend, sondern punktuell, partiell und selektiv. Sie geschieht anhand exemplarischer Perspektiven, die das Christentum ausschnitthaft als gegenwärtig vertretbare Lebenseinstellung ins Licht setzen. Die jeweilige Perspektivenwahl ist durch den je aktuellen Gegenstand angeregt. So wird das Christentum gerade in der Konfrontation mit dem je Anderen zu einer partiellen Selbstklärung gezwungen und erhält in der jeweiligen Hinsicht eine bestimmtere Profilierung.

Ihre apologetische Wirkung erzielt die kasuelle Apologetik dabei vorwiegend, indem sie bei Kirchen-, Christentums- und Religionsdistanzierten Urteile und Vorurteile über das Kirchlich-Christliche irritiert. Schon an einem einzelnen Debattenbeitrag kann für Leserinnen und Hörer eine kirchliche Position sichtbar werden, die etwa reflektierter, (selbst-)kritischer, aufgeklärter, irgendwie „vernünftiger“ oder die umgekehrt auch „frömmer“ erscheint, als man es aufgrund von geläufigen Meinungen oder realen Begegnungen erwartet hätte. Solche produktiven Irritationen können Distanz mindern und damit im Idealfall anderen positiven Erfahrungen mit Christentum und Kirche den Weg bahnen.

Aber die kirchliche Apologetik wirkt auch „nach innen“. Wer sich Christentum und Kirche verbunden fühlt, bedarf in den Anfechtungen der pluralistischen Weltanschauungslage der Bestärkung. Die argumentative Bewährung gegenüber einer bestimmten Alternative kann bei Lesern oder Hörerinnen zur Selbstvergewisserung ihres kirchlich-protestantischen Christentums verhelfen, jedenfalls für den Moment. Und womöglich bleibt sogar ein Argument, ein Gedanke hängen, der sie für das christliche Leben in einer pluralistischen Gesellschaft nicht nur selbstgewisser, sondern auch aus-

Jeder Einzelbeitrag der Apologetik stärkt die Prägekraft des Christentums.

kunfts- und gesprächsfähiger macht. Somit ist jeder Einzelbeitrag zur Apologetik ein kleiner Beitrag zu einer geistigen Atmosphäre, in der das kirchliche Christentum weiter als respektable Option unter den Lebensorientierungen gelten kann.

Vielleicht gibt es aber obendrein einen Effekt der EZW, der die Summe ihrer apologetischen Einzeläußerungen noch überschreitet. Eine Institution, die seit Jahrzehnten in zahllosen Veröffentlichungen, Vorträgen, Diskussionen und Interviews die Argumentations- und Gesprächsfähigkeit der Kirche unter Beweis stellt, wird womöglich selbst gleichsam zum Inbegriff oder öffentlichen Symbol einer reflexions- und auskunftsfähigen christlichen Position, deren Umrisse sich anhand der mannigfachen konkreten Positionierungen immerhin schemenhaft abzeichnen. Oder um es mit einem Bild aus einem abgelegten Kirchenreformprogramm zu sagen: Sie wirkt womöglich in der Öffentlichkeit als „Leuchtturm“ eines nachdenklichen und daher bedenkenswerten Christentums.

Einen ausführlicheren Artikel von Martin Fritz zum Thema lesen Sie auf dem Webportal der EZW unter *www.ezw-berlin.de*

Nikolai Nikolaevich Ge (1831–1894): „Was ist Wahrheit?“ Christus und Pilatus, 1890.

Klotz am Bein

„Bereicherung“ ist eine Lieblingsfloskel von Theologie und Inklusionspädagogik. Wie verlogen!

SUSANNE KRAHE

Und? Wie lebt es sich so als Klotz am Bein? Wie fühlst du dich, seit du nur noch als Anhängsel von jemand anderem von A nach B geschleppt werden kannst?“ So deutlich hat mich natürlich niemand je nach meinem Lebensgefühl als Blinde gefragt. Nicht mal die Rollstuhlfahrerinnen trauen sich, derart direkt zu werden, wenn sie wie lästige Pakete vor den Eingangstüren von Kirchengebäuden zwischengelagert werden. Kein Mühseliger und keine Beladene ist daran gewöhnt, das Gewicht ihres Jochs öffentlich auswiegen zu lassen. Besser, man nennt die Dinge nicht beim Namen.

Oder man bestreitet tapfer, als „Mensch mit Behinderung“ jemals erniedrigt oder beleidigt worden zu sein, erst recht nicht in der Kirche. Ach woher denn! In meinem Freundeskreis, ja, da fällt eine Ausgrenzung schon mal gemein aus. Aber bei Kirchens? In Gottes Großfamilie gehört doch jede und jeder dazu. Alle Unbeliebten sind eingeladen, die vielfältige Geistgemeinschaft mit ihren ausgesprochenen, vor allem aber unausgesprochenen Macken zu bereichern!

Obwohl „Bereicherung“ zu den Lieblingsfloskeln von Theologie und Inklusionspädagogik gehört, halte ich die Vokabel für Schönfärberei. Sie reißt der Idee der Inklusion ihren Stachel aus dem Fleisch, um sie harmloser klingen zu lassen, als sie ist. Inklusion, die Zugehörigkeit aller zu einer Gesellschaft oder einer ihrer Gruppen, entwirft kein romantisches Bild von einer Gemeinschaft, sondern ein konfliktreiches. Das tut ganz schön weh. Intrigen, Zerreißproben, offene Machtkämpfe: Auch in Gruppen, die es für normal erklären, verschieden zu sein, sind sie an der Tagesordnung. Für die Grundidee der Inklusion sind die Interessenkonflikte sogar konstitutiv. Denn sie will die unterschiedlichsten Bedürfnisse unter einen Hut bringen, auch unvereinbare, auch unverschämte.

Vielleicht können Menschen ohne Augenlicht den unsichtbaren Gott behutsamer erfassen.

Wer diese Spannungen allen Ernstes als Reichtum empfindet, lebt offenkundig in einer sehr eigenen Blase. Aber vielleicht gedeiht in diesem exotischen Klima immer schon, was andernorts nur als irrwitzig empfunden werden kann. Christlich durchbuchstabiert, beginnt die Inklusion beim Alphatier und endet bei allem und jedem, was sich als der, die oder „das Letzte“ beschimpfen lassen muss. Sie umschließt alle, die früher als „Sünder“ abgestempelt wurden. Und was ist mit den Zweiflern und Gottesleugnern, was ist mit all jenen Störenfrieden, mit denen nicht gut Kirschkuchen essen ist?

Foto: privat

Übrigens bin ich selbst alles andere als ein Naturtalent in Sachen Inklusion.

Lästige Pakete werden kein Gramm leichter, nur weil sie als Federgewichte deklariert werden. Es bleibt dabei: Sie müssen getragen werden, geschleppt, gehievt, und sie schätzen jeden Arm, jede Schulter, der sie diese Mühe wert sind.

Für mich ist Inklusion heute eine politische Übersetzung der Idee eines Gottes, der alle Menschen mit einem zärtlichen, liebenden Auge betrachtet, auch immobile Blinde wie mich. Als ich mein Augenlicht verlor, war „Inklusion“ allerdings noch kein Examensthema für Theologinnen. Menschen mit Einschränkungen mussten sich – gefälligst – „integrieren“ lassen. Was nicht ins Format passte, musste passend gemacht, also zurechtgeschliffen werden. Es mag gut gemeint gewesen sein, aber mir signalisierte der Vorschlag, mich auch ohne Vikariat, ohne zweites Examen und ohne Ordination in die kleinstädtische Pfarrerschaft zu integrieren, dass ich als Blinde also längst draußen stand, dass ich eben nicht zu den anderen Theologinnen gehörte. Gut so!, sage ich heute. Und versteige mich manchmal in die These, dass Menschen ohne Augenlicht den gesichtslosen und unsichtbaren Gott, den die jüdisch-christliche Tradition kaum greifen kann, behutsamer erfassen und tiefer berühren als viele sehfähige Zeitgenossinnen.

Inklusion denkt radikal antihierarchisch. Wer zu spät kommt, wird vom Leben weder belohnt noch bestraft. Wettbewerb, Konkurrenz? Überflüssig. Wie schwer mir das Umdenken immer noch fällt, wurde mir kürzlich mal wieder bewusst. Leider war ich da schon in die Falle getappt, die der Klotz am Bein sich selbst so gern stellt. Es passierte bei einem Vortrag. Referent und Teilnehmende stellten sich persönlich vor. Als ich an der Reihe war, reagierte der Professor verunsichert. Ich kenne das, es stört mich auch nicht weiter. Aber der gute Mann setzte seiner Verwirrung noch einen drauf, indem er mich wohl für so etwas wie meinen unerschütterlichen Eifer, „trotz“ meiner Einschränkung am Ball zu bleiben, loben wollte. „Und Sie können sicher alles mitmachen, was wir anderen hier heute machen …,“ fragte er. Blödsinn, dachte ich. Muss ich das etwa, um hier zuhören zu dürfen? Soll ich mit „euch anderen“ mithalten können, oder darf ich einfach dabei sein? Statt diese Fragen zu stellen, plapperte ich den üblichen Quatsch über ausgefeilte Blindentechnik. Ich stülpte dem Klotz am Bein eine Tarnkappe über seine Ecken und Kanten. Nur ich hörte, wie er sich schlapp lachte über so viel Heuchelei.

Susanne Krahe ist evangelische Theologin und freie Autorin. Sie schreibt hauptsächlich für die Hörfunksender der ARD.

Geschenkte Zeit

KATHRIN OXEN

Kathrin Oxen, Pfarrerin in Berlin

Klein, aber kräftig

15. SONNTAG NACH TRINITATIS, 12. SEPTEMBER

Und die Apostel sprachen zu dem Herrn: Stärke uns den Glauben! Der Herr aber sprach: Wenn ihr Glauben hättet wie ein Senfkorn, würdet ihr zu diesem Maulbeerbaum sagen: Reiß dich aus und verpflanze dich ins Meer!, und er würde euch gehorsam sein. (Lukas 17,5–6)

Große Senfkörner gibt es nicht. Und das ist auch gar nicht nötig. Denn beim Senfkorn geht es nicht um die Größe, sondern um das Potenzial. So kann das winzige Senfkorn ruhig zu Boden fallen und scheinbar verschwinden. Denn mit einiger Wahrscheinlichkeit treibt das kleinste unter allen Samenkörnern aus und entwickelt sich zu einer großen Staude.

Selbst der größte Samen der Pflanzenwelt, die zwanzig Kilogramm schwere Nuss der Seychellenpalme, hat im Verhältnis zu ihrer Größe nicht mehr Wachstumskraft. Wer beim Senfkorn also sofort „zu klein" denkt, denkt zu kurz. Daher sind Übersetzungen wie „stärke uns den Glauben" oder „mehre uns den Glauben" nicht nur grammatikalisch falsch. Schließlich bitten die Apostel Jesus mit den Worten: „Gib uns Glauben." Und mit einem Senfkornglauben wird möglich, was unmöglich erscheint: Bäume ausreißen und ins Meer verpflanzen.

Das ist die botanische Entsprechung zum Wachstumspotenzial des Senfkorns. Über den Widerstand, die es zu besiegen hat, wird die Kraft des Glaubens ausgedrückt. Denn der Maulbeerbaum ist unter den Bäumen des Mittelmeerraums, was für Deutsche die Eiche ist. Seine Wurzeln reichen so tief, dass er doppelt so weit wie andere Bäume von Brunnen entfernt gepflanzt werden muss.

Im Blick auf die Forderung, Sünden zu vergeben, ist die Wurzelkraft des Maulbeerbaumes ein besonders sprechendes Bild. Fest verwurzelt, tief und zäh, siebenmal am Tag neu austreibend, ein Unkraut mit Baumwurzeln, so verhält es sich auch mit der Sünde des Menschen. Und dieser unglaublichen Wurzelkraft ist nur mit dem Glauben zu begegnen.

Die Macht des Glaubens liegt nicht in seiner Kraft, sondern in der Geduld, dem Beharren und Nicht-Aufgeben, das ihn auszeichnet. Einander vergeben wäre dann: Sich immer auch der eigenen, tiefverwurzelten Schwäche bewusst zu sein. Und an das Potenzial der anderen zu glauben.

Ansprechbares Du

16. SONNTAG NACH TRINITATIS, 19. SEPTEMBER

Die Güte des HERRN ist's, dass wir nicht gar aus sind, seine Barmherzigkeit hat noch kein Ende, sondern sie ist alle Morgen neu, und deine Treue ist groß. Der HERR ist mein Teil, spricht meine Seele; darum will ich auf ihn hoffen. Denn der Herr ist freundlich dem, der auf ihn harrt, und dem Menschen, der nach ihm fragt. Es ist ein köstlich Ding, geduldig sein und auf die Hilfe des Herrn hoffen. (Klagelieder 3,22–26)

Es gibt Zeiten, in denen der Hoffnung der Garaus gemacht wird. Etwas davon haben wir seit dem Beginn der Corona-Pandemie erlebt. Steigende und sinkende Inzidenzen versetzten die Seelen kollektiv in eine Schwingung zwischen immer wieder aufkeimender Hoffnung und darauffolgender Ernüchterung und Enttäuschung. Ob ein Ende der Pandemie nun wirklich in Sicht ist oder ob das Einzige, was aufwärtsgeht, die Infektionszahlen sein werden, vermag niemand zu sagen. Eine ausweglose Situation, die uns ein übermenschliches Maß an Geduld abverlangt.

Wer keine Hoffnung mehr hat, der macht sich eben welche. Dieses bittere Fazit haben sie in der ausweglosen Situation im zerstörten Jerusalem gerade nicht gezogen. Die Klagelieder Jeremias haben im hebräischen Urtext eine sehr strenge sprachliche Form, als sei das Übermaß an Leid und Not nur so überhaupt zu bändigen. Worte wie ein Korsett, das fast mit Gewalt dazu zwingt, auch im Leid Haltung zu bewahren. Und ein Happy End ist nirgends in Sicht. Aber an einigen Stellen quillt die Hoffnung dann doch noch hervor.

Sicher: Viele Passagen der Klagelieder des Jeremias klingen beim ersten Hören ein bisschen wie Kalendersprüche: Denn dass Gottes Güte jeden Morgen neu ist und nicht die Verzweiflung, muss man erstmal erlebt haben. Aber an einigen Stellen bricht es doch hervor, das Du und das Ich: „Deine Treue ist groß ..., darum will ich auf ihn hoffen." Und wo ein Du ist, an das man sich wenden kann, und ein Ich, das mit dem Du in Kontakt bleibt, besteht eine Beziehung. Und damit besteht ein Grund zur Hoffnung.

Keine Parteien

17. SONNTAG NACH TRINITATIS,
26. SEPTEMBER

Denn die Schrift spricht (Jesaja 28,16): „Wer an ihn glaubt, wird nicht zuschanden werden.“ Es ist hier kein Unterschied zwischen Juden und Griechen; es ist über alle derselbe Herr, reich für alle, die ihn anrufen. (Römer 10,9–18)

In den kommenden Wochen werden die Wahlplakate für die Bundestagswahl nach und nach wieder abgenommen werden. Von all den Gesichtern, Slogans und Appellen und anderen Anrufungen bleiben dann nur noch ein paar Kabelbinder an Laternenmasten übrig. Allenfalls hier und dort bleibt ein Plakat hängen wie ein Blatt, das sich einfach nicht vom Baum lösen will. Die Signalfarben der Parteien bleichen in den Herbst hinein.

Zwischen den Wahlslogans der Parteien bestanden meistens sowieso keine riesigen Unterschiede. Alle wollten bestimmte Probleme benennen und Lösungen andeuten. In einer Demokratie verteilen sich Erwartungen wie Enttäuschungen, wenn auch nicht gleichmäßig, so doch nach prozentual messbaren Anteilen. Es wäre ja auch zu viel verlangt, von einem alles zu erwarten.

Nur einen gibt es, bei dem ist es anders. So glaubt Paulus, dass Jesus für alle Menschen in gleicher Weise ansprechbar ist. Deswegen kämpft er in seinen Gemeinden auch so energisch dagegen an, dass sich unter den Glaubenden Parteien bilden. Denn es gibt nur einen und denselben Herrn für alle. Und deswegen soll es in der christlichen Gemeinde auch keine Parteien geben.

Dabei geht es nicht um eine religiöse Autokratie, sondern um das Vertrauen auf die großzügige Zuwendung Gottes zu den Menschen. Denn durch Jesus sind alle Menschen von Gott angesprochen, die sich ansprechen lassen. Weniger durch Slogans und Appelle, sondern durch das Evangelium, das in jeder Predigt neu lebendig wird.

Jeder zählt

ERNTEDANKFEST,
3. OKTOBER

Ich meine aber dies: Wer da kärglich sät, der wird auch kärglich ernten; und wer da sät im Segen, der wird auch ernten im Segen. Ein jeder, wie er’s sich im Herzen vorgenommen hat, nicht mit Unwillen oder aus Zwang; denn einen fröhlichen Geber hat Gott lieb. (2. Korinther 9,6–7)

Was hat dieses Jahr Gutes gebracht, wofür wir danken können? Die Bilanz zum diesjährigen Erntedankfest dürfte nach Pandemie, Sturzfluten und Hitzeperioden eher nüchtern ausfallen.

Und zu den erwähnten Katastrophen kommt noch etwas anderes dazu: Wo keine Gottesdienste stattfinden konnten und sich nur ein kleiner Kreis treffen konnte, konnten auch Kollekten allenfalls schwerlich gesammelt worden. Dabei sind viele Hilfsprojekte dringend auf sie angewiesen, rechnen sie doch jedes Jahr fest mit den Gaben der Kirchengemeinden. Das tut zum Beispiel „Brot für die Welt“. Bei den Gottesdiensten an Erntedank und am Heiligen Abend wird traditionell dafür gesammelt. Aber im vergangenen Jahr ist selbst die Heiligabendkollekte zu einem großen Teil ausgefallen. So sind wir, ohne es zu wollen, durch die Corona-Pandemie auch noch zu Gar-nicht-Gebern geworden. Es ist immer wieder beruhigend zu hören, dass bestimmte Probleme die christlichen Gemeinden von ihren Anfängen an begleiten. Die Reichen haben ihre Herzen und ihre Geldbeutel oft nur zögerlich geöffnet, zumindest in Korinth.

Diese Gar-nicht-Geber spricht Paulus an: „Wer da kärglich sät, der wird auch kärglich ernten; und wer da sät im Segen, der wird auch ernten im Segen.“ Das ist ein Satz von bezwingender Logik. Man kann dazu so lange nicken, bis einem einfällt, dass damit alle Arten von Gebern gemeint sein können, die Gering-Geber wie die Groß-Geber. Aber nicht die Gar-nicht-Geber. Zum Glück ist Geben jederzeit möglich. Nicht nur bei der Kollekte.

Geschenkte Zeit

19. SONNTAG NACH TRINITATIS,
10. OKTOBER

Dies ist das Lied Hiskias, des Königs von Juda, als er krank gewesen und von seiner Krankheit gesund geworden war … Meine Hütte ist abgebrochen und über mir weggenommen wie eines Hirten Zelt. Zu Ende gewebt habe ich mein Leben wie ein Weber; er schneidet mich ab vom Faden. (Jesaja 38,9+12)

Als der König Hiskia „todkrank“ war, sprach „der Prophet Jesaja, der Sohn des Amoz, zu ihm: So spricht der Herr: Bestelle dein Haus; denn du wirst sterben und nicht am Leben bleiben“ (Jesaja 38,1). Und Hiskia steht vor diesen Worten wie vor einer Wand. Sie nehmen ihn weg von allem und von allen. Und das geht ganz schnell. Hiskia sagt: Ich bin wie ein Zelt, das einfach zusammensinkt, obwohl es doch so mühsam aufgebaut worden war.

Löse einen Pflock, nimm eine Stange weg, und auf einmal liegt alles am Boden. Ich bin wie ein Stück fertiger Stoff auf dem Webstuhl. Plötzlich sieht ihm niemand mehr an, wie sorgfältig das Schiffchen Reihe an Reihe, Jahr an Jahr geschoben worden ist. Wie schmal doch dieses Stück Leben am Ende ist. Und irgendwann schneidet einer den Faden ab und rollt das Stück Leben zusammen und nimmt es mit.

Aber dann sagt Gott: Gut, Hiskia, du hast recht. Es ist noch nicht die rechte Zeit, es ist zu früh. Du bekommst noch fünfzehn Jahre dazu geschenkt. Du darfst noch weiter in dem Zelt wohnen, das dein Leben ist. Du kannst noch ein bisschen weiter weben am großen Webstuhl. Fünfzehn Jahre, das entspricht in Deutschland einer lebenslänglichen Freiheitsstrafe.

Alle unsere Lebensjahre sind geschenkte Zeit. Und Hiskia darf den Faden noch einmal aufnehmen. Er lebt weiter und webt weiter. Seine Jahre sind geschenkt und – begrenzt, gezählt und kostbar. Der König war krank, der König wird leben. Und selbst der Tod kann den Faden nicht zerreißen, der uns mit Gott verbindet.

Mauerblümchen gesucht

Warum Streetart-Botaniker auf Gehsteigen, Brücken und Plätzen Wildpflanzen markieren

TEXT: KLAUS SIEG · FOTOS: MARTIN EGBERT

Europaweit markieren Guerilla-Botaniker städtische Wildpflanzen mit bunten Kreiden, um diese aus der Vergessenheit zu reißen. Die Journalisten Klaus Sieg und Martin Egbert haben einen Tag mit einem Aktivisten in Göttingen verbracht, der sie in die faszinierende Welt urbaner Natur geführt hat.

Multiplexkino, Systemgastronomie, die Filialen gesichtsloser Hotelketten und jede Menge gepflasterte Parkplätze. Eigentlich sollte der große Platz hinter Göttingens Hauptbahnhof nur als erster Treffpunkt dienen. Von hier aus will Fionn Pape uns mitnehmen auf seine Tour durch die Innenstadt, bei der er nach Wildpflanzen sucht, um diese mit Kreide zu markieren und zu beschriften. Die einfache und gleichzeitig spektakuläre Naturschutz-Aktion breitet sich derzeit rasant in europäischen Städten aus. Botanic Streetart oder auch Guerillabotanik betreiben Aktivisten in Nantes, Toulouse, dem niederländischen Leiden oder London. Und in Göttingen. Als engagierter Naturschützer war Fionn Pape sofort begeistert von der Idee. „So

Nur was Menschen kennen, sind sie auch bereit zu schützen.

kann ich die Aufmerksamkeit der Stadtbewohner auf den großen Artenreichtum an Wildpflanzen lenken, der sie umgibt", sagt der 28-jährige Biologe. „Nur was die Menschen kennen, sind sie auch bereit zu schützen, anstatt es als vermeintlich lästiges Unkraut zu bekämpfen."

Unter seinem Arm klemmt ein dickes Bestimmungsbuch. Im schwarzen Rucksack steckt eine Packung mit Malkreiden. „Im Sommer muss der Biologe heraus." Der sonnengebräunte junge Mann wirft den Rucksack über seine Schulter, die in einem hellblauen Kapuzen-Sweater steckt.

Anstatt aber wie geplant loszuwandern, knien wir auf der Stelle nieder. Was wohl die Leute denken? „Als Biologe braucht man ein dickes Fell." Fionn Pape grinst. „Wenn ich mit dem Kescher auf der Wiese hinter Schmetterlingen herrenne, gebe ich ja auch eine komische Figur ab."

Eine zarte Graspflanze vor seinen Turnschuhen hat Papes Aufmerksamkeit geweckt. Dann zeigt er auf die stark behaarten Halme und purpur-weißen Blütenrispen, die aus der Fuge zwischen zwei

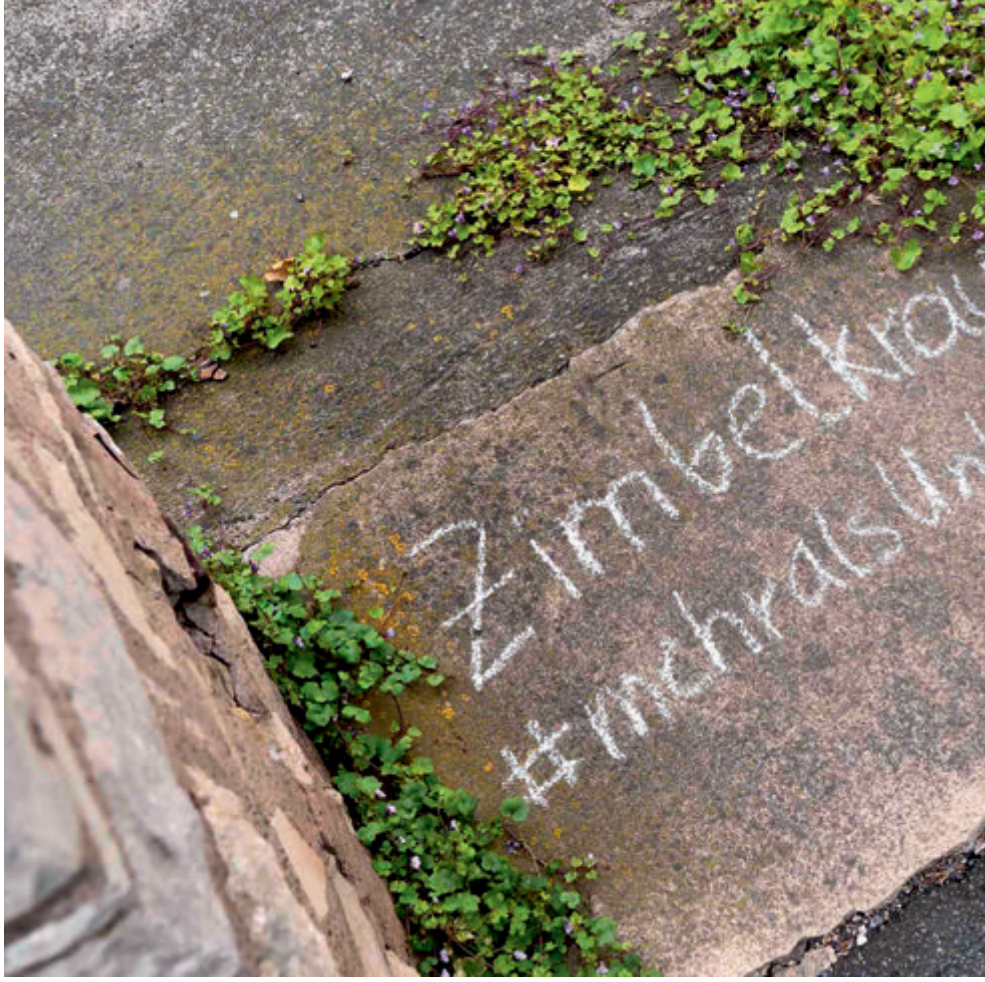
Verbundpflastersteinen sprießen. „Das Wollige Honiggras hätte ich an dieser Stelle nicht unbedingt erwartet.“ Eigentlich wächst dieses Gras auf Wiesen mit ausreichend Feuchtigkeit und nicht an Extremstandorten, wie dem großenteils versiegelten Vorplatz eines Mulitplex-Kinos. „Das ist zwar ein mickriges Exemplar, aber irgendwo muss die Wasser herbekommen haben.“ Pape schaut herum, über weiße Parkplatz-Markierungen, Firmenschilder, Gitterroste, sorglos abgestellte E-Scooter und Fahnenmasten mit Werbebannern. Dann senkt er den Blick. Kaugummipapier und Zigarettenkippen liegen auf dem porösen Betonpflaster. Ein getrockneter Wasserrand verrät, dass sich in der leichten Senke rund um das Wollige Honiggras beim letzten Regen etwas Feuchtigkeit gesammelt haben muss. Das hat genügt, um ein herbeigeflogenes Samenkorn zum Keimen zu bringen.

Fionn Pape zeigt noch zahlreiche Beispiele dieser äußerst zähen Anpassung an unwirtliche Standorte. Der Breitwegerich wächst zwar eigentlich auch gerne auf Wiesen und Weiden, gilt aber als trittfest und ist deshalb häufig an verkehrsreichen Stellen in der Stadt zu finden. Seine Wurzeln bis zu einem Meter Länge ermöglichen das Überleben auch auf stark verdichteten Böden. Für die weite Verbreitung sorgt die

Alleine die Namen sind die Aufmerksamkeit für die Taube Trespe oder das Kanadische Berufskraut wert.

Tatsache, dass seine Samen an Fell, Federn, Kleidung oder Autoreifen kleben. Das feinblättrige Kahle Bruchkraut ist Sandmagerrasen gewohnt, kommt aber mit sandigen Fugen ebenfalls gut klar. Auch das sehr kleine Niederliegende Mastkraut ist spezialisiert auf das Schwierige. Innerhalb von nur zwei bis drei Monaten keimt, wächst und vermehrt es sich. So stellen gleich drei bis vier Generationen pro Jahr das Überleben sicher. Viele der Pflanzen auf dem Parkplatz sind Einwanderer, teils schon vor sehr langer Zeit mit dem Frachtschiff oder per Güterzug gekommen oder als Zierpflanzen ausgekniffen aus Gärten, Balkonkästen oder Parks. Alleine die Namen sind die Aufmerksamkeit für die Taube Trespe oder das Kanadische Berufskraut wert.

Der karge Platz hinter dem Göttinger Hauptbahnhof sieht auf den ersten Blick



einheitlich aus. Das täuscht. Die von den Pflanzen geschickt genutzten Nischen sind von Meter zu Meter verschieden. Es sind Schatten von Nachbargebäuden oder Müllcontainern, Senken rund um Hofabläufe oder Mauerspalten. Pflanzen ranken an Gitterzäunen, Feuertreppen und Halteverbotsschildern. Hinter Mauervorsprüngen verstecken sie sich vor Wind. Tief ausgewaschene Fugen im Pflaster bieten Samen Schutz vor Vogelfraß, sonnenhungrige Kräuter brauchen eher mit Sand gut gefüllte Ritzen. Mancher Keimling sprengt sogar den Asphalt. „Alleine auf diesem Platz wachsen rund fünfzig verschiedene Arten." Fionn Pape lässt wieder den Blick umherschweifen.

Jetzt müssen wir aber mal weiter. Wir passieren ein weiteres Hotel, eine Spielhalle, ein Parkhaus und eine Bahnunterführung mit Kachelwänden voller Graffiti. Bereits an der ersten Kreuzung in Richtung Göttinger Altstadt kniet der Biologe wieder nieder. Echte Kamille, Schöllkraut, Pyrenäen-Storchschnabel, Natternkopf, Ferkelkraut und die Große Kratzdistel wollen markiert werden. Hummeln summen an den bunten Blüten. Die Kreide kratzt über die Gehwegplatten. Hinter uns lärmt der Autoverkehr. Vom Bahnhof wehen Lautsprecherdurchsagen und das Quietschen eines einfahrenden Zuges herüber.

Klatschmohn und Mäuse-Gerste

Das nächste Mal bleibt Pape vor einem Bauzaun stehen. Auf dem sandigen Boden am Rande der Baugrube entdeckt er zwischen Schuttcontainern, Schalbrettern und achtlos liegengelassenen Plastikplanen Klatschmohn, Mäuse-Gerste und gelb blühende Färber-Reseden. Neben den Trivial-Namen der Pflanze schreibt Fionn Pape

Muss denn das vermeintliche Unkraut immer von den Parkplätzen, Acker- und Feldrändern, Einfahrten, Gärten und Bürgersteigen gekratzt, gebrannt oder weggespritzt werden? Indem Wildpflanzen benannt und markiert werden, bekommen sie eine Existenz.

#mehralsunkraut oder #KrautSchau auf das Pflaster vor dem Bauzaun. Unter diesen Hashtags posten auch andere Aktivisten in Deutschland. Wer sie eingibt, findet im Netz weitere Informationen. So hat sich das Ganze auch zu einer digitalen Bewegung ausgewachsen, voller Faszination für den Artenreichtum im Asphaltdschungel. „Nichts ist schöner, als die Welt zu verstehen, durch die wir laufen", schwärmt Fionn Pape. Alleine in Göttingen schätzt er die Wildarten auf sieben- bis achthundert. Nur würde sie kaum jemand erkennen. „Es gibt leider nicht nur ein Sterben der Arten, sondern auch der Kenner von Arten."

Viele der Wildpflanzen bieten Nahrung und Habitate für bedrohte Insekten und andere Tiere. Ist die Stadt der neue Ort, um Natur und Biodiversität zu retten?

„Der große Reichtum in der Stadt kann den Artenverlust nicht aufhalten."

Fionn Pape schüttelt den Kopf. „Der große Reichtum in der Stadt kann den Artenverlust nicht aufhalten." Denn der findet vor allem auf und um die landwirtschaftlich genutzten Flächen herum statt, die über die Hälfte Deutschlands ausmachen. Botanic Street Art aber sensibilisiert für das Thema. Und kann den Umgang nicht nur mit den städtischen Wildpflanzen ändern. Muss denn das vermeintliche Unkraut immer von den Parkplätzen, Acker- und Feldrändern, Einfahrten, Gärten und Bürgersteigen gekratzt, gebrannt oder weggespritzt werden? Weil es niemand absichtlich gepflanzt hat und unordentlich aussieht? Im Gegenteil: Ist diese nur aus unserer Sicht anarchische Kraft der Natur nicht ermutigend angesichts der umfangreichen Zerstörung durch den Menschen? Und sollten wir aus dieser Erkenntnis heraus nicht unseren Umgang mit selbiger endlich ändern?

Diese Fragen treiben auch Boris Presseq vom Museum für Naturgeschichte in Toulouse um. „Indem wir sie markieren und benennen, geben wir den Wildpflanzen eine Existenz." Man kann den Wissenschaftler getrost als einen der Erfinder der Bewegung bezeichnen. Seit über 15 Jahren inventarisiert er die Wildpflanzen seiner Heimatstadt. Mit Kollegen brachte er Tafeln mit den Namen an. Angeregt durch einen Aktivisten in Nantes begannen sie im August 2019, mit Kreiden auf den städtischen Artenreichtum aufmerksam zu machen. Belohnt werden die Botaniker mit sehr viel Interesse und Beifall. Passanten sprechen sie an. Lehrer und Dozenten fragen nach Kooperationen. Boris Presseqs YouTube-Video über Wildpflanzen in der südfranzösischen Stadt haben sieben Millionen User angeklickt. Woher kommt die große Resonanz? „Die Menschen haben vergessen, wie unglaublich faszinierend die Vielfalt an Formen, Größen, Farben und Anatomien der Natur ist." Dank der Markierungen würden sie nun auf ihren täglichen Wegen durch Toulouse, ob zum Bäcker, zur Schule oder ins Büro, daran erinnert.

Brütende Mauerbienen

Seit in Frankreich ein Verbot von Pestiziden in den Gemeinden gilt, müssen die städtischen Bediensteten Wildpflanzen aufwändig mechanisch entfernen. Das hat zwar zur Zunahme und größeren Sichtbarkeit der fast neunhundert Arten in der Stadt geführt, stellt Boris Presseq zufrieden fest. Warum aber lässt man diesen Reichtum nicht einfach sprießen, anstatt ihm nun mit Hacken, Haken und Harken, Stechern, Mähern und Brennern den Garaus zu machen? Zumindest dort, wo er nicht stört: auf den Bürgersteigen, Straßenrändern, Baumscheiben oder städtischen Flussufern?

Auch in Göttingen wurde der Einsatz von Pestiziden untersagt. Dort hat Fionn Pape mittlerweile die Altstadt mit ihren Fachwerkhäusern erreicht. Aus aufgeplatzten Fassaden wächst Schöllkraut, auf Höfen mit Kopfsteinpflaster Wegrauke und Ackerwinde.

Derart aufgebrochene Strukturen wusste schon im Mittelalter das Aufrechte Glaskraut in Burgmauern zu nutzen. Fionn Pape findet es an einer alten Kirchmauer. An einer anderen Mauer mit breiten Rissen im Putz und offenen Backsteinen markiert er zudem Zimbelkraut. Zerfall schafft Habitate. Alte Mauern sind sehr wertvolle Lebensräume, hier finden auch zum Beispiel Mauerbienen Löcher zum Brüten. „Wenn alles glatt geschniegelt wird, gehen diese Habitate verloren."

Ein letztes Mal kniet Fionn Pape nieder, um zwischen Tattoo-Shops, Hostels und Bioläden einen Gelben Lerchensporn mitten auf dem Gehweg zu markieren. „Ein optimaler Platz, hier laufen viele Fußgänger vorbei", sagt er. Aber eigentlich wollte Pape wahrscheinlich nur noch ein weiteres Mal der wilden Natur in seiner Stadt Respekt erweisen. Schließlich ist er Biologe.

Fehldeutung

Wilhelm Voss, Pastor i.R. aus Neuruppin zu Angela Standhartinger „Jesus als Streiter“ (zz 4/2021):

Ich sende meinen Beitrag in der Überzeugung, dass bei der Begründung der Motivation zur Feindesliebe eine Fehldeutung vorliegt und dass es auf Abwege führt, wenn dabei vom historischen Jesus abgesehen wird. Danach hat nicht Jesus das Gebot der Feindesliebe ausgesprochen, sondern die Gemeinde im Matthäusevangelium übt die Feindesliebe.
Sie hebt sich „von dem gewöhnlichen Menschen ab“. Sie übernimmt die „Eliteethik“ aus der „Herrscherethik“ des Stoikers Seneca. Mit der Feindesliebe „überträgt“ sie „den Rat an die Herrschenden auf die ‚gewöhnlichen‘ Menschen“.
Die Bitte für die Verfolger, die sich an den „Vater im Himmel“ richtet, der weiß, wessen seine Kinder bedürfen, erwähnt Angela Standhartinger nicht. Und wenn ich mir vorstellen soll, Jesus habe in Gethsemane und als er geschlagen, angespuckt, dornengekrönt gekreuzigt wurde, sich die Eliteethik der Herrschenden zueigen gemacht, dann höre ich lieber die Matthäus-Passion von Johann Sebastian Bach und die Motette „Jesu, meine Freude“.
Wilhelm Voss

Ungereimtheiten

Michael Henoch aus Bad Mergentheim zu Angela Standhartinger „Jesus als Streiter“ (zz 4/2021):

Die Verfasserin findet in den anderen Religionen keine wörtliche Parallele zum Gebot Jesu „Liebet eure Feinde“, konzediert aber – inhaltlich gesehen – die durchaus zahlreichen Parallelen.
Als Beleg hierfür erwähnt sie neben der jüdischen Ethik insbesondere einige Zitate des römischen Philosophen Seneca. Einerseits konstatiert sie Übereinstimmung zwischen Matthäus und Seneca insofern, als man sich mit der Feindesliebe vom gewöhnlichen Menschen abhebt, andererseits betont sie den großen Unterschied zwischen Seneca, dem es nur um eine „Herrscherethik“ ginge, und den Worten Jesu, dessen Aufforderung zur Feindesliebe sich gerade an die gewöhnlichen Menschen richte.
Zwei Widersprüche springen ins Auge: Wie passt es zusammen, dass man sich – nach Matthäus und Seneca – mit der Feindesliebe von den gewöhnlichen Menschen zwar unterscheidet, gleichzeitig aber dieselbe auf solche Menschen übertragen werden soll, die in aller Regel zur Feindesliebe nicht fähig sind?
Und: Senecas angebliche Eliteethik relativiert sich durch seinen zuvor zitierten Gedanken über die Wohltaten, die auch undankbaren Menschen erwiesen, also von jedermann praktiziert und keineswegs nur den Herrschenden vorbehalten werden sollen.
Das intendierte Gegeneinander von Evangelium und stoischer („heidnischer“) Moralphilosophie in Sachen Feindesliebe geht von falschen Prämissen aus und ermangelt somit der Überzeugungskraft. Die Geistesverwandtschaft zwischen den Zeitgenossen Jesus und Seneca ist allem Anschein nach enger, als es der Autorin (und manchen Theologen) lieb ist.
Michael Henoch

Tradierte Bilder

Johanna Pointke, Kapitularin Stift Börstel, zu Uwe Riese „Keine Spur von Freiheit“ (zz 4/2021):

Dekan Uwe Rieske unterliegt den gängigen Bildern über die Reformation, die zum Teil erst in den späteren Jahrhunderten entstanden. Deshalb erscheint es mir wichtig, einige Beobachtungen zu ergänzen und weitergehende Fragen zu stellen.
Zwar versuchten sich die Territorialmächte im 16. Jahrhundert seit Jahrzehnten zu emanzipieren, die Umsetzung aber wurde durch die Reformation begünstigt. Am deutlichsten ist dies am Aufstieg Preußens zu sehen.
1523 rät Martin Luther dem Hochmeister des Deutschen Ordens, den Ordensstaat zu säkularisieren und in ein erbliches Herzogtum umzuwandeln. Am 9. Mai 1525 vollzieht Albrecht von Hohenzollern diesen Schritt und wird Herzog Albrecht I. von Preußen. Gleichzeitig enteignet er alle Klöster und zieht deren Vermögen ein. Mit einem Schlag vermehrte sich so sein Vermögen um ein Vielfaches. Dies Vorbild des Macht- und Vermögenszuwachses fand viele Nachahmer.
Zum Zweiten: Wo blieb die Gewissensfreiheit der Bevölkerung/Untertanen? Und vor allem die der Frauen in den enteigneten oder zwangsreformierten Klöstern und Gemeinschaften? Die Zerstörung des Klosters Harvestehude ist nur ein Beispiel der brutalen Durchsetzung der Staatsmacht gegen das Gewissen der Nonnen.
Heutzutage sprechen Erziehungswissenschaftler von der Bildungskatastrophe Reformation. Die kirchlichen Veränderungen zerstörten ein gut eingespieltes System an Kirchspiel-, Privat- und Klosterschulen. Dies System ermöglichte es auch Mädchen, eine höhere Schulbildung zu erhalten, was nach der Zwangsreformation nicht mehr erwünscht war. Ein gängiger Umwandlungswert war drei Frauenklöster für eine Männeruniversität.
Die tradierten Bilder der Auswirkungen der Reformation sind mächtig, doch sie verschleiern deren politische Instrumentalisierung. Wenn Luthers Ansichten für die Territorialherrschaften nicht nützlich gewesen wären, hätte sich die Reformation nicht so verbreiten können. Dass kirchliche Reformen damals mehr als nötig waren,

Leserbriefe geben die Meinungen der Leserinnen und Leser wieder – nicht die der Redaktion.

Kürzungen müssen wir uns vorbehalten – und leider können wir nur einen Teil der Zuschriften veröffentlichen.

leserbriefe@zeitzeichen.net

steht auf einem anderen Blatt. Einen Zusammenhang mit der heutigen Seelsorge möchte ich lieber nicht sehen.
Johanna Pointke

Verantwortungsvoll

Helmut Butterweck, Pfarrer i. R. aus Dinslaken, zu Dieter Gerten „Neuer Menschheitsauftrag“ (zz 5/2021):

In dem ausgezeichneten Interview sagt Dieter Gerten: „Denn die Bevölkerung ist fast exponentiell gestiegen.“
Bei dieser Feststellung vermisse ich, dass er – wie andere auch – nicht auch eine der Hauptursachen der Klimakrise, nämlich die Bevölkerungsexplosion, erwähnt. Denn sie ist es, die auch zu dem ungeheuren CO_2-Ausstoß geführt hat. Für die Bevölkerungsexplosion sind auch die Kirchen mitverantwortlich. Sie haben es versäumt, sich von der Aussage Genesis 1,28 rechtzeitig zu verabschieden: „Seid fruchtbar und mehret euch und füllet die Erde.“ Was damals bei der Abfassung des Schöpfungsberichtes verständlich und nicht falsch war, hat heute verheerende Folgen. Denn obige Aussage findet sich immer noch weltweit in der christlichen Trauungsliturgie. Ich bin der Meinung, die Kirchen sollten sich darüber hinaus aktiv für Geburtenkontrolle, Empfängnisverhütung und damit für verantwortliche Elternschaft einsetzen.
Auf diese Weise können sie dazu beitragen, den Auftrag Gottes, seine Schöpfung zu bewahren, ein Stück weit erfüllen.
Helmut Butterweck

Ehrlich

Fritz Häuselmann aus Gelterkinden/Schweiz zum Schwerpunkt Seele (zz 5/2021):

Die drei Beiträge zum Thema Seele enthalten den einen oder anderen interessanten Hinweis, was sich weise Menschen unter Seele, Psyche und Spiritualität vorstellen konnten und können. Ich muss aber Kathrin Jütte recht geben, wenn sie die Empfehlung abgibt, ein besonderes Augenmerk auf den Text von Linda Bulthaup zu legen. Der Beitrag „Bis zur anderen Seite“ muss doch unsere Seelen berühren, weil er nicht allzu sehr übersinnlich klingt, sondern vielmehr dem entspricht, was wir oft denken, fühlen und deshalb auch leicht verstehen können. Besonders der letzte Textabschnitt, beginnend bei „Wir meinen dann vielleicht …“ beinhaltet doch Gedanken, über die man nicht zu philosophieren braucht. Es sind jedenfalls sehr ehrliche Worte, welche uns grundlegende Fragen stellen: Was oder wie viel müssen wir wissen? Genügt es nicht zu wissen, dass der Mensch aus einem sichtbaren Teil (Leib) und aus einem unsichtbaren Teil (Seele) besteht? Und dass jeder Mensch nur durch den Odem des Geistes leben kann? Im Vertrauen auf Jesus Christus und die Kraft der Auferstehung muss es uns auch nicht Sorgen bereiten, wie die neuen Körper aussehen werden, welche die Gläubigen „auf der anderen Seite“ des Lebens erhalten werden.
Fritz Häuselmann

Ambivalenz

Dr. Christoph Körner, Pfarrer i. R. aus Erlau, zu Wolfram Stierle „Von der Lust, Weltbürger zu sein“ (zz 6/2021):

Zu dem sehr guten Artikel von Wolfram Stierle ist noch hinzuzufügen, dass die sogenannte Achsenzeit von 800 bis 200 vor Christus nicht nur ein sich vollziehender Übergang vom Mythos zum Logos war, in der die Kluft zwischen göttlicher und weltlicher Macht bewusst wurde, sondern gesellschaftspolitisch zugleich der große Paradigmenwechsel, der nicht nur Segen, sondern gewissermaßen auch Fluch bedeutete. Darauf macht Ulrich Duchrow in seinem Buch *Gieriges Geld* (2013) aufmerksam, wenn er fragt: Wie kommt es, dass in dieser Achsenzeit die bis dahin gesellschaftlichen Solidaritäten in Griechenland und Persien bis nach Indien und China zerbrachen und sich das Denken und Fühlen änderte? Er kommt zu dem Schluss: Genau zu dieser Zeit begann in jenen Gesellschaften die Geld-Privateigentums-Wirtschaft, die diese Änderung bewirkte, so dass es zu Spaltungen zwischen Arm und Reich kam, die sich bis in unsere Gegenwart in verheerender Weise mit ihren Finanz- und Lebenskrisen fortsetzen und auch die Psyche des Menschen verändern. Wo früher solidarische Tauschgemeinschaften bestanden, entstanden danach Großreiche und eine Professionalisierung des Militärwesens, das Berufssoldaten bezahlen musste. So prägte man um 500 vor Christus Metallstücke zu Münzen, die als neue Währung galten. Geboren war die Geldwirtschaft, die aber enorme soziale Folgen nach sich zog. Statt Solidarität herrschten nun Wettbewerb und immer mehr berechnender Egoismus. Die Gier nach grenzenlosem Geldgewinn regierte nun, die durch die neu entstandenen Institutionen von Zins und Kredit befriedigt wurde.
Was aber hat wohl Hannah Arendt nach Lesung von Karl Jaspers Artikel 1948 veranlasst zu sagen: „Nun machen Sie mir wieder richtig Lust, ein Weltbürger zu sein, oder richtiger, machen es wieder möglich?“ Die Antwort sehe ich in Ulrichs Duchrows Feststellung: „Die religiösen, spirituellen und rechtlich institutionellen Innovationen der Achsenzeit sind zu verstehen als Antwort auf die gefährlichen gesellschaftlichen und menschlichen Entwicklungen, die mit der Verbreitung der Geld-Privateigentums-Wirtschaft verbunden waren.“
Das heißt aber, dass die Gier der Banker von heute nicht nur ein moralisches Defizit ist, sondern ihre Wurzeln in der Geld-Privateigentums-Wirtschaft hat, die lebenszerstörend ist.
Christoph Körner

Zu eigen gemacht

Atemberaubende Transkriptionen

Zlata Chochieva: **(re)creations.** Klavier, Accentus music, 2021.

Hören – begreifen – zu eigen machen … im musikalischen Kontext heißt der Dreisprung bearbeitender Verwandlung Transkription, Parodie, Kontrafaktur … und leuchtet selten, aber immer wieder auf zwischen den unzähligen Neueinspielungen, die vielfach das Original bannen. Der Hornist Felix Kieser hat unlängst mit seiner CD *Beyond Words* ein berührend schönes Beispiel dafür gegeben, welche Kraft barocke Arien ganz ohne Worte entwickeln. Ausgesuchte Vokalensembles brechen dem gegenüber der Kontrafaktur eine Lanze, um dem Text und dem damit verbundenen Bekenntnis zum Wort als Primat der Vokalmusik zu neuer Be(tr)achtung zu verhelfen.

Zlata Chochieva zeigt einen dritten Weg auf, vorhandenen Werken ein neues Gedächtnis zu stiften und sie mit einer neuen Bedeutung zu versehen: Sie lässt Orchesterwerke wie Felix Mendelssohn Bartholdys Sommernachtstraum, Lieder, wie von Franz Schubert aus der Schönen Müllerin, oder Instrumentalwerke, wie Johann Sebastian Bachs Partita für Solo-Violine, auf dem Flügel klingen – in Bearbeitungen berühmter Komponisten und Pianisten, nämlich von Franz Liszt (1811–1886), Sergei Wassiljewitsch Rachmaninow (1873–1943) und Ignaz Friedman (1882–1948).

Gemeinsam ist allen diesen an die Wurzel großer Musik Vordringenden ein neuer schöpferischer Gedanke, der über die erwiesene Fertigkeit künstlerisch reifer Interpretation und Virtuosität hinausgeht, alt Bekanntem und Vertrautem einen mitunter irritierenden, aber immer belebenden neuen Zugang verschafft und sich die Werke im besten Sinne des Wortes anverwandelt. So ändert sich das Verhältnis zwischen Werk und Interpret in subtiler Form: Das Original wird als Bausatz be- und ergriffen, thematisch zugespitzt und seiner Poesie ein neuer Deklinationsmodus entlockt – der Wurzel des Urtextes wächst ein neuer Trieb. Manchem fällt es schwer, diese Freiheit auszuhalten. Aber Größe und Unabhängigkeit der Werke selbst geben Regen und Segen dazu, und so können wir uns neu an Altem freuen und es kopfschüttelnd bestaunen – insbesondere, wenn es mit dem kraftvollen Gestus der Zlata Chochieva daherkommt, die uns gleich doppelte Freude lehrt: an ihrem gleichermaßen virtuos präzisen wie perlend leichten Spiel, dessen inneres Metrum den Gezeiten gleicht, und an diesem beglückenden (re)creations-Repertoire, das uns einen pianistischen Sternenhimmel zaubert – neben den Werken von Bach, Schubert und Mendelssohn Bartholdy schmeicheln vor allem Liszts Bearbeitungen der „Sechs Gesänge“ von Mendelssohn, Rachmaninows Bearbeitung der L'Arlésienne Suite Nummer 1 von Georges Bizet und Friedmans Bearbeitung der Sinfonie Nummer 3 von Gustav Mahler dem Ohr. Hier kommen die Wandlungsfähigkeit und das pianistische Verständnis Zlata Chochievas besonders zum Vorschein, die auch in größter romantischer Emphase und überbordender thematischer Fülle aus einer klaren inneren Mitte heraus musiziert. Ein Geschenk.

KLAUS-MARTIN BRESGOTT

Heimat

Zwischen zwei Welten

Ozan Ata Canani: **Warte mein Land, warte.** Fun In The Church/Bertus, 2021.

Einen Herzinfarkt später ist meist auch Anlass zurückzuschauen. Bei Ozan Ata Canani erfolgt das auf einigermaßen verschlungenem Wege, doch da ist er nun, der Blick zurück, und dies irritierend aktuell. Von dem 1963 geborenen Sänger, Songschreiber und Saz-Spieler kennen wir schon „Deutsche Freunde“, das er für die Kompilation Songs of Gastarbeiter mit Musikern von früher neu eingespielt hat (siehe *zz* 4/2014). Die Bänder gingen bei einer Trennung verloren, von denen es für Mehmet Kösger einige gab, wie der als Kind Hergezogene sonst heißt. Der Bruch mit dem Vater war wohl die schmerzhafteste.

Zweite Generation also, mit den Stationen Maras/Südosttürkei, Bremerhaven, Köln, jetzt Leverkusen. Darauf verteilt ein Leben („es kamen Menschen …“) mit Freundschaften, Anfeindungen (Ausländer raus!, Nagelbombenattentat, Hakenkreuze am Haus) und viel Musik. Früh war er sehr gut auf der auch Baglama genannten Langhalslaute, spielte auf Hochzeiten und schrieb eigene Songs, von denen etliche auch auf dem üppigen, sozusagen „Indie“-Cassettenmarkt kursierten. Und nannte sich Ozan Ata Canani – Ozan ist der Liedermacher oder überhaupt einer, der Gedichte liest und dichtet. Ata war sein Spitzname als Kind, denn es gab so viele Mehmets in der Familie. Canani heißt: der mit dem Herzen gibt und nimmt. Mit seinen Liedern wollte er das Leben zeigen, wie es war und ist, zwischen zwei Welten, mit Sehnsucht und zu oft zurückgeworfen auf vernagelte Schwarzkopf-Ablehnung.

Damit das auch wirklich alle Gäste verstanden, sang er bald auch auf deutsch. Fünf der elf Songs auf dem nun ersten „richtigen“ Album „Warte mein Land, warte“ sind ohne die Übersetzung im Beiheft zu verstehen, wobei die Melodie seiner ersten Sprache markant durchscheint. So, wie bei uns und Angela Merkel im Englischen. Es hat was, gehört dazu. Geschrieben hat er diesen Songzyklus Ende der 1970er-, Anfang der 1980er-Jahre, neu eingespielt wie „Deutsche Freunde“ 2013, jetzt final abgemischt. Rückblick auf Umwegen, wie gesagt, aber wer die Saz mag, sitzt gleich mit im Boot. Groovy.

Musikalischer Liebling ist das feist rollende „Maraşlim“, bei dem man an Cem Karacas Anadolu-Rock denken mag, der just zu jener Zeit hier im Exil war. Vom Text her ist es aber eindeutig der berührende Titelsong: *„Warte mein Land, warte/Ich komm ganz gewiss,/Du bist fern und ahnst ja nicht,/wie ich dich vermiss …/Auch wenn Mann im Sarg ist,/…/ich komm ganz gewiss“.* Das sind mindestens zwei Beine tief im Kitsch, aber hier geht das. Erstaunlich – und wohltuend. Volksmusik, die wir mögen. Schnörkellos und tough politisch ist Canani auch („deutsche Waffen, deutsches Geld …“). Wegen der Umwege ist das ästhetisch nah an den mittleren 1980er-Jahren und Wackersdorf dazu das Stichwort. „Warte mein Land, warte“ ist insofern auch ermutigend aktuell.

UDO FEIST

Sprachspielerisch

Morgenstern zum Geburtstag

Christian Morgenstern: **Auf leichten Füßen.** GoyaLiT, Hamburg 2021, eine CD.

Wer hat nicht schon einmal den Halbsatz gehört „weil nicht sein kann, was nicht sein darf"? Damit endet das Gedicht „Die unmögliche Tatsache" und ist auf einer CD mit 68 Morgenstern-Gedichten zu hören. Das Gedicht von Herrn Palmström, der die Realität verleugnet, erschien 1905 in der berühmten Sammlung *Galgenlieder*, womit der Dichter, der in diesem Jahr seinen 150. Geburtstag feiert, bekannt wurde. Christian Morgenstern (1871–1914) widmete das Buch „dem Kind im Manne" und gab damit den leichten Ton vor.

Die neue CD beschränkt sich nicht auf die lautmalerischen, sprachspielerischen und Nonsens-Gedichte, sondern vermittelt ein Gesamtbild von Morgensterns Schaffen. Sie enthält zarte Liebesgedichte (Leise Lieder, Gleich einer versunkenen Melodie), melancholisch-traurige Verse (Vöglein Schwermut) und Gedichte, die an große Vorgänger und Zeitgenossen erinnern.

In den letzten Lebensjahren wandte sich Morgenstern der Anthroposophie zu. Auch davon zeugen einige der vorgelesenen Gedichte. Dabei handelt es sich nicht um „Weltanschauungsgedichte", sondern sie beziehen ihre Färbung, ihren Klang und einige Begriffe von dort her. In vielen Versen ist eine tiefe Sehnsucht nach Frieden spürbar, nicht nur nach dem inneren, seelischen Frieden, sondern auch ganz konkret nach dem Frieden zwischen den Völkern.

Die Gedichte werden hervorragend gelesen. Da viele Sprecherinnen und Sprecher beteiligt sind, wechselt die Vortragsweise oft. Auch die Abfolge der Texte ist abwechslungsreich. Die sprachspielerischen, hintersinnigen und die Kinder in uns erfreuenden Gedichte stehen im Mittelpunkt. Und das ist wunderbar. Lalu lalu lalu lalu la!

JÜRGEN ISRAEL

Verrat

Ein Entwicklungsroman

Mithu Sanyal: **Identitti.** Carl Hanser Verlag, München 2021, 432 Seiten, Euro 22,–.

Identitätspolitik ist eine ziemlich komplizierte Sache voll offener Fragen, angefangen mit: Gibt es das überhaupt, „Identitätspolitik" – oder presst dies Schlagwort nicht eher akademische Strömungen, gesellschaftliche Reformen und politische Aktionen zusammen, die nur wenig verbindet? Es geht weiter mit einem ganzen Dschungel von Forderungen und Phänomen dieser Denkrichtung, die nur schwer verständlich sind für Greenhorns auf diesem Feld: wie zum Beispiel „Sprecherpositionen", „Mikroaggressionen" und „Kulturelle Aneignung", um nur einige Leuchttürme dieser Weltanschauung zu nennen. Man muss sich in die Identitätspolitik richtig hineinarbeiten … und ob sie einem dann als logisch und sinnvoll einleuchtet, ist eine ganz andere Frage.

Man tritt Mithu Sanyal (siehe auch Seite 36) nicht zu nahe, wenn man sie als grundsätzliche Anhängerin der Identitätspolitik beschreibt. Die Düsseldorfer Autorin und Kulturwissenschaftlerin hat nun mit ihrem Buch *Identitti* etwas Außergewöhnliches gewagt: Sie beschreibt die Grundlagen und Hauptdiskussionen der Identitätspolitik (übrigens ein Begriff, den sie im Großen und Ganzen befürwortet) in Romanform. Das ist fast so kühn wie Umberto Ecos Idee von 1980, mithilfe des historischen Romans *Der Name der Rose* mal kurz (oder eher lang) in die Mediävistik, die Semiotik, die Philosophie-Geschichte und noch ein halbes Dutzend anderer Forschungszweige einzuführen – verbunden miteinander in einer großen Erzählung, die immer noch ungemein spannend ist und ein weltweiter Mega-Bestseller wurde.

Eco hat das geschafft. Und Sanyal? Man darf, kurz zusammengefasst, den Hut vor ihr ziehen und sagen: Ihr Ziel, die Erklärung der Identitätspolitik in Romanform, hat sie mit *Identitti* im Großen und Ganzen erreicht. Wer dieses über 430 Seiten starke Buch liest, hat einen ordentlichen Einstieg in dieses komplexe Gedankengebäude bekommen, und das in einer Sprache, die, naja, für fast jeden und jede zugänglich ist, auch wenn es, zugegeben, schon hilft, wenn man seine Nase schon einmal in geisteswissenschaftliche Proseminare hat stecken können.

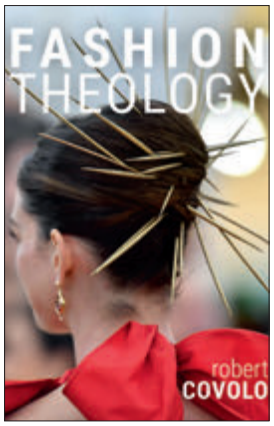
Die Handlung ist schnell erzählt: Eine hoch angesehene Professorin der Universität Düsseldorf, Saraswati (ohne Vornamen), die dort Postcolonial Studies lehrt und indischer Herkunft zu sein scheint, hat einen Kreis von studentischen Fans vor allem migrantischer Herkunft um sich geschart, denen sie identitätspolitische Ansätze vermittelt – und zugleich in fast mütterlicher Weise Stolz auf ihre Identität und Herkunft. Doch plötzlich wird aufgedeckt: Saraswati ist gar nicht indischer Herkunft. Und sie ist eigentlich weißer Hautfarbe! Fast alles ist ein großer Betrug! Besonders verletzt ist Nivedita, die so etwas wie die Lieblingsstudentin Saraswatis ist. Wie Nivedita, die autobiografische Züge Sanyals trägt, nun versucht, diesen großen Verrat ihres akademischen Stars zu verstehen und damit umzugehen, davon handelt der Roman.

Tatsächlich gelingt es der Autorin, aus diesem Stoff eine insgesamt gelungene Erzählung zu formen – auch wenn die de facto dozierenden Passagen über Identitätspolitik nach meinem Geschmack etwas zu zahlreich und oft zu lang sind, da geht zu viel Spannung verloren. Dem Roman hätte es auch gutgetan, um etwa hundert Seiten gekürzt zu werden; weniger Gespräche und etwas mehr Handlung wären auch schön gewesen. Zugleich aber liefert das auch als ein Entwicklungsroman zu verstehende Werk so viele fesselnde Passagen, Einblicke in das Studentenleben von heute, Beziehungsdramen unterschiedlichster Art, viele treffende Formulierungen und nicht zuletzt ziemlich viel Humor, dass man sagen muss: Dies ist ein sehr reiches, kluges und insgesamt gelungenes Buch. Sicher, Sanyal ist kein Eco, *Identitti* nicht *Der Name der Rose.* Aber der Roman ist lehrreich, lesenswert – und er wird bleiben.

PHILIPP GESSLER

Profund

Mode und Theologie



Robert Covolo: **Fashion Theology.** Baylor University Press, Waco 2020, 200 Seiten, Euro 35,–.

Wer Mode und Theologie zusammenbringt, ihre gegenseitige Auslegungsgeschichte beleuchtet und die unwahrscheinliche Allianz zweier Disziplinen auf ihre Schnittmenge und ihre reziproken hermeneutischen Potenziale hin befragt, beugt auf den ersten Blick zwei weit entfernt stehende Fichten. Zu groß ist der gegenseitige Vorbehalt: Vermeintliche Leibfeindlichkeit der Theologie trifft auf mutmaßliche Geistlosigkeit und teuflische Verführungskraft der Mode. Der amerikanische Theologe und Kulturwissenschaftler Robert Covolo wagt in seinem Buch *Fashion Theology* den Crossover und führt mit Angabe historischer Quellen den Beweis: Die ersten Kommentatoren, die das Themenfeld der Mode ernst nahmen, lange bevor es eine eigene Modetheorie gab, waren Theologen. Die Frage, wie sich der Mensch zu kleiden hat, reicht bis an die Anfänge christlich-theologischen Denkens zurück. Covolo geht in seiner Untersuchung dieser Geschichte bis in die Gegenwart nach und postuliert zum Ende „Fashion Theology" im Sinne eines „theologizing the art of fashion" als eigene Disziplin, die den gegenwärtigen Dialog zwischen Couture und sakralen Objekten in die Sphäre einer postmodernen Kunstform erhebt.

In einer ersten historischen Rückschau kommen Tertullians Abhandlung über Frauenkleidung und Augustins kulturelle Sensibilität in der Deutung von Kleidung als semiotischem System und Manifestation kultureller Bräuche zum Tragen als Ausdruck des postlapsarischen Zustands des Menschen. Das historisch folgende Auseinanderklaffen von geforderter Bescheidenheit weltlicher Kleidung bei gleichzeitigem Aufblühen geistlicher Gewänder, vorangetrieben durch den Wunsch nach Macht und Unterscheidbarkeit kirchlicher Autoritäten, wird ebenso ausgeleuchtet wie der reformatorische Zugriff auf Simplizität und ja, sogar genaue Reflexionen zu Farbkombinationen und Schnitten liturgischer wie säkularer Mode.

Covolo richtet hier seinen Blick gezielt auf reformierte Theologie und schreitet die Entwicklung von Calvin über den niederländischen reformierten Theologen Abraham Kuyper bis hin zu Karl Barth ab. Dabei wird deutlich: Wenn auch nicht immer affirmativ aufgenommen, so wird Mode im Sinne von *fashion*, das heißt als zeitgemäß geltende Art, sich zu kleiden, von keinem dieser theologischen Denker als irrelevant angesehen, sondern ernst genommen als engagiert betriebene Subjektivität *coram deo*.

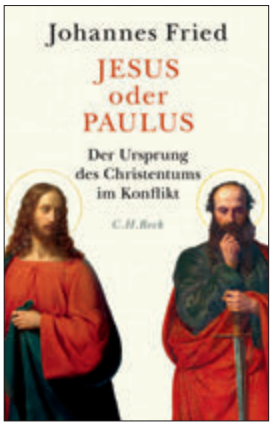
In einem dritten und vierten Teil beleuchtet Covolo die Verwebungen von Theologie, öffentlichem Diskurs und Mode mit dem Fluchtpunkt einer „Fashion Theology" als Disziplin, die das Ineinanderfließen von sakralen Objekten und Themenfeldern und Zeitstil, Look und Massengeschmack gekonnt zu kreieren und zu deuten versteht. Objekte der Fashion Theology sind damit Kleidungsstücke, die im Verständnis der/des Deutenden eine Sehnsucht nach Transzendierung der Wirklichkeit beschwören.

Covolo liest christliche Denker als überraschend wichtige Akteure in der Entwicklung der Modetheorie. Den Sinn dessen, was wir tragen, herauszuschälen, in sakralen wie in säkularen Kontexten, war seit den Kirchenvätern eine sich durchziehende Randthematik christlicher Theologie. Covolo rückt diese Randthematik in den Mittelpunkt seiner Untersuchung und trägt der Tatsache Rechnung, dass Mode mehr ist als eine Art, sich zu kleiden. Sie ist eine Kunstform, deren theologische Implikate zu sehen Deutekraft erfordert und die zugleich als kultureller Ausdruck korrelativ theologisches Denken formieren kann. Robert Covolos *Fashion Theology* ist ein profunder Text für Liebhaberinnen und Liebhaber beider Disziplinen. Der Leserin erschließt sich neben einem neuen theologischen Themenfeld auch ein weiterer englischer Wortschatz aus dem Bereich der Schneiderkunst. Es lohnt sich.

ANNE HELENE KRATZERT

Problematisch

Alternative Geschichte Jesu



Johannes Fried: **Jesus oder Paulus.** Verlag C. H. Beck, München 2021, 200 Seiten, Euro 22,–.

Diesmal ist es also ein renommierter Historiker, wissenschaftlich zu Hause im Mittelalter und ausgezeichnet durch hohe Preise, der eine alternative Geschichte Jesu und der frühen Kirche entwirft. Wenn man die biblische Vorstellung einer Auferstehung des Gekreuzigten für unvorstellbaren Unsinn hält, gibt es ja im Grunde nur zwei Möglichkeiten. Entweder ist der Leichnam von den Jüngern versteckt worden (so etwa Reimarus) oder Jesus ist gar nicht gestorben, schien nur irgendwie tot zu sein und hat munter weitergelebt. Das ist der für Fried nicht ernsthaft bezweifelbare Ausgangspunkt aller seiner Überlegungen.

Diese Sicherheit kommt aus der Kombination zweier ihm „zugespielter" Möglichkeiten. Da ist zum einen die moderne medizinische These, wonach Jesus am Kreuz durch einen massiven Pleuraerguss in eine todesähnliche Ohnmacht fiel und dann durch den Lanzenstich zufällig eine rettende Punktation erhielt. Dem liegt der Passionsbericht des Johannesevangeliums zu Grunde, und der wiederum wird zum anderen als Augenzeugenbericht des sogenannten Lieblingsjüngers betrachtet. Beide Fälle wird man zunächst für möglich halten.

Problematisch wird es, wenn Fried davon als unbezweifelbar ausgehend mögliche Folgen erfindet: Der „Grabflüchtling" muss sich verbergen und hat danach noch lange an verschiedenen Orten im Ostjordanland und in Ägypten weitergelebt. Für diese Fortexistenz gibt es keine Quellen; und die jeweils behaupteten „Spuren" geben das Erwünschte nicht her. Mit seiner Erdichtung bewegt er sich auf den Spuren der ersten romanhaften Leben-Jesu-Darstellungen.

Trauer in der Seelsorge

Marianne Bevier/Christoph Bevier: Selig sind die Trauernden. Verlag Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 2020, 135 Seiten, Euro 17,–.

Marianne und Christoph Bevier reagieren darauf, dass das Thema Trauer in Kirche und Gesellschaft gegenwärtig wiederentdeckt wird. Es gibt den dringlichen Wunsch, die eigene Praxis in der Seelsorge zu reflektieren und theoretisches Handwerkszeug an die Hand zu bekommen, das gerade in der seelsorglichen Praxis hilft, sich der eigenen Kompetenzen bewusst zu werden und diese zu stärken. Genau dies ist das Anliegen des Buches: Einen Überblick über die Grundlagen der Trauer aus biblischer und pastoralpsychologischer Sicht zu geben, aber auch großen Raum den Fragen zu geben: Wie kann ich diese Grundlagen in der Praxis anwenden? Wie kann ich sie für mein seelsorgliches Handeln fruchtbar machen? Es gelingt, die Balance zwischen nötiger Theorie und möglichem Praxisbezug zu halten. Gerade für die Praxis tut es gut, dass anhand von Fallbeispielen die theoretischen Abhandlungen verdeutlicht werden.

Heimatgefühl

Wilhelm Schmid: Heimat finden. Suhrkamp Verlag, Berlin 2021, 480 Seiten, Euro 24,–.

Nicht erst seit der Corona-Pandemie ist offensichtlich, wie sehr Menschen nach Heimat streben, ein Heimatgefühl suchen oder auch unter Heimatlosigkeit leiden. Der Philosoph Wilhelm Schmid (siehe auch zz 8/2018) zeichnet eine sehr weite Definition von Heimat in einer sich dramatisch schnell verändernden Welt. Wo bin ich wirklich zuhause? Wo war ich es? Auf diese Fragen bekommen wir eine Reihe von weiterführenden Denkanstößen.

Fremde

Christoph Hein: Guldenberg. Suhrkamp Verlag, Berlin 2021, 284 Seiten, Euro 23,–.

Eine fiktive Kleinstadt an der Mulde: Bad Guldenberg. Jugendliche Syrer und Afghanen haben hier Unterkunft gefunden. Christoph Hein, ein kluger Chronist deutscher Geschichte, führt unter anderen den Pfarrer, den Bürgermeister und den Geschäftsmann ein, während sich am Horizont Ungemach ankündigt und die Situation später eskaliert. Auch wenn manche Figuren in ihren Stereotypen gefangen bleiben, lohnt sich die Lektüre, die den Blick in die Kleinstadt wirft.

Das alles steht schon in seinem ersten Buch *Kein Tod auf Golgatha. Auf der Suche nach dem überlebenden Jesus* (siehe zz 4/2019). Es war wohl die heftige Kritik an seinem Vorgehen, die ihn zu dem zweiten Buch veranlasst hat. „Es rekapituliert und schärft die wichtigsten Argumente, um dann den harten Konflikten innerhalb der frühen Jesus-Bewegung und ihren langfristigen Konsequenzen“ nachzugehen.

Es ist ein nicht untypisches Vorgehen in der Geisteswissenschaft, eine neue Sicht zunächst für einen begrenzten Bereich zu gewinnen, um dann mögliche Folgerungen nur noch zu skizzieren. Gerade dabei aber zeigt sich, wie weit man diese Gebiete und den aktuellen Stand ihrer Erforschung beherrscht. Nicht zuletzt weil Fried den Anspruch erhebt, als Erster überhaupt mit den Mitteln der Geschichtswissenschaft die objektive „Wahrheit“ statt der kirchlichen Lehre entdeckt zu haben – und das nach dreihundert Jahren historisch-kritischer Bibelwissenschaft! –, muss man ihn an diesem Anspruch auch messen. Und der zielt auf das Ganze des Urchristentums und der frühen Kirche. Dabei zeigt sich, dass Fried an keiner einzigen Stelle selbstständig gearbeitet hat, keinen der vielen Texte wirklich kennt, sondern stets ihm passend erscheinende Thesen ohne Einsicht in Problematik, Alternativen und den Stand der Diskussion herausgreift, sich daraus ein Bild zimmert und dieses dann zur historischen Wahrheit erklärt.

Natürlich kann er Paulus und seine Theologie nicht von diesem Scheintod her verstehen. Ihm schreibt er ein singuläres „Visionserlebnis“, „eine intime psychische Erfahrung“ zu, woraus eine Theologie erwuchs, die Fried im Hymnus von Philipper 2 zusammengefasst sieht und in der kein Platz ist für „undurchschaubare Erinnerungen“ vieler Zeuginnen (1.Korinther 15,3–8). Dazu kommt, dass diese Erfahrung von Auferstehung alle kanonischen Evangelien und letztlich die Kirchenlehre prägt, also „Erfolg“ gehabt hat. Sogar die Jünger, die dem Scheintoten halfen und begegneten, mussten dies als „Erscheinen des endzeitlichen Messias“ ausgeben.

Doch nicht diese Linie beherrscht das Buch, sondern der angebliche Konflikt zwischen den beiden differenten Erfahrungen des Aufgestandenen. Und hier liegt eines der beiden großen Probleme des Buches. Denn dass die Konflikte, von denen das Neue Testament erzählt, und die dann ihre Fortsetzung in späteren Quellen finden, auf diese Differenz zurückgehen, kann nicht wahrscheinlich gemacht werden. Insbesondere die unterschiedlichen Weisen des Umgangs mit den hinzukommenden Menschen aus den Völkern durch Paulus, Petrus und den Herrenbruder Jakobus lassen sich nicht auf differentes Wissen um den Nicht-Tod zurückführen. Auch das häufige Reden vom angeblichen „Schweigen“ mal der einen, mal der anderen Seite hilft da nicht weiter.

Der zweite Punkt, der fast durchgängig kritisch auffällt, betrifft die Sprache, die verwendete theologische Begrifflichkeit. Es ist die einer vergangenen theologischen Generation, wenn Fried immer wieder von „Heiden“ spricht, von einem Gegensatz von Messias, Christus und Gottes-Sohn, vom „späten Judentum“ oder davon, dass Paulus einen „neuen Gott“ verkünde. Darin zeigt sich unübersehbar, dass die neuere Forschung (man denke nur an das veränderte Paulusbild) samt allen ihren Konflikten auf einem so anderen Fundament steht, dass hier kein Beitrag zu ihr vorliegt.

FRANK CRÜSEMANN

Weisheitlich

Über Normalität

Klaas Huizing/Stephan Schaede (Hg.): **Was ist eigentlich normal?** Claudius Verlag, München 2020, 160 Seiten, Euro 18,–.

In Krisen- und Ausnahmezeiten wie der gegenwärtigen Pandemie sehnen sich alle nach Normalität. Wann wieder Normalität erreicht werde und ob das „neue Normal“ noch das alte sein könnte, wurde und wird allenthalben intensiv diskutiert. Normal ist auch, dass in modernen Gesellschaften das Normale, also das, was traditionell das alltäglich Übliche ist und als die guten Sitten verstanden wird, niemals ganz klar feststeht

und in ständiger Veränderung begriffen ist. Für die wissenschaftliche Ethik erzeugen diese hohen Veränderungsdynamiken des gesellschaftlich Normalen einerseits ihren Broterwerb, andererseits vielfältige Probleme: Denn wie greift man diese Entwicklungen methodisch ab? Und wie setzt man sich zu ihnen – insbesondere in der theologischen Ethik – angemessen in ein reflektiertes Verhältnis? Mit letzteren, also den ethischen Fragen beschäftigen sich die Beiträge des von Klaas Huizing und Stephan Schaede edierten Bändchens *Was ist eigentlich normal?*, das auf eine Tagung in Loccum zurückgeht.

In ihrer Einleitung plädieren die beiden Herausgeber dafür, die gesellschaftliche Konstruktion von Normalität nicht einfach als Wechselbegriff für überkommene Sittlichkeit, sondern als etwas spezifisch Modernes zu betrachten, nämlich als die Bildung einer Art Sittendifferenzials, das seinerseits „moderne Massenproduktion und moderne Erhebung von Massendaten" voraussetzt. „Normalität" formatierte demnach die guten Sitten in einem Modus, in den ein Sinn für die Veränderungskraft moderner Ökonomie und Technik bereits eingeflossen ist. Daraus erklärte sich, dass „Normalität" (mit Jürgen Link) immer in zwei Varianten zu denken sei, als eine „protonormalistische", die dem Veränderlichen die Norm als relativ starre entgegenstellt und als eine „flexibel-normalistische", das sozusagen „neue Normal", in dem die Anerkennung der (individuellen) Abweichung von der Norm als normal betrachtet wird.

Ohne Zweifel entspricht dieses fluide neue Normal den Tendenzen und normativen Idealen einer liberalen, wertepluralistischen Gesellschaft. Allerdings lebt es vom Bezug auf jene alte Normalität, die es jedoch zugleich negiert. Darum ist auch das neue Normal nicht frei von repressiven Tendenzen und damit vom Umschlag in einen neuen Protonormalismus. Der drohe immer dort, wo die Moralkeule des Normalen sich womöglich im medialen Beschämungsmodus gegen traditionale Lebensformen richtet.

In der Bio- und insbesondere Medizinethik ist, wie Reiner Anselm zeigt, das Problem als die Dialektik der „Natürlichkeit" bekannt. Zumindest dann, wenn knappe Ressourcen gerecht verteilt werden müssen, sind Gesellschaften gezwungen, sich auf akzeptable Normalbegriffe von Gesundheit und Krankheit zu einigen. Auch subjektive Leiden müssen irgendwie objektivierbar sein und sich von Verschönerungs- oder Verbesserungswünschen unterscheiden lassen.

Eine inhaltlich ziemlich anders verfasste, strukturell aber durchaus analoge Dialektik der neuen fluiden Normalität ließe sich auch auf deren vielleicht wichtigsten Herrschaftsgebiet, der Gender- und Familienethik, aufweisen. Die vom neuen Gender-Normal vollzogene Abkoppelung des Geschlechts (Gender) von der biologischen Sexualität und Generativität und die darin begründete Neudeutung der Familie als gender- und reproduktionsindifferenter Generationengemeinschaft ändert nichts daran, dass Kinder sich – auch im neuen Normalfall – nicht ihre Eltern heraussuchen und nur sehr bedingt erziehen können. Wenn es stimmt, wie Reiner Anselm und Stephan Schaede vermuten, dass „das Merkmal der lebenslangen Treue, der Beständigkeit und Verlässlichkeit … des klassisch christlichen Ehe-Ideals kulturgeschichtlich tatsächlich … aus der Eltern-Kind-Bindung abgeleitet" ist, dann könnte die traditionelle Eltern-Kind-Familie, „der familial eingebundene Charakter der Ehe" auch unter Regenbogenverhältnissen als „Normalfall anzusehen (...) und alle anderen Formen daran zu messen" sein.

Ähnliche Dialektiken ließen sich schließlich auch noch auf einem anderen Gebiet entdecken, nämlich beim Mensch-Tier-Verhältnis. Hinter dem alten Normal des Tiere-Essens stehe, wie Cornelia Mügge argumentiert, das große uralte Normal der machtvollen Selbstunterscheidung des Menschen von den Tieren, das in der Bibel bekanntlich als Ermächtigung durch Gott legitimiert wird. Wo der Mensch im neuen Normal sein eigenes Tiersein – christlich gesprochen: die gemeinsame Geschöpflichkeit – anerkenne, könne er Tiere nicht mehr essen. Auch da ließe sich aber fragen, ob das neue Normal theologisch wirklich ohne das alte zu denken ist. Schließlich ist es in der Bibel der Mensch, der als sprechendes Tier den Tieren Namen gibt und von Gott die Erlaubnis bekommt, ausnahmsweise und eingedenk seines Gefallenseins aus der ursprünglichen Schöpfung, insbesondere an Feiertagen, die ihn daran erinnern, Tiere, ursprünglich wohl vor allem Tieropferfleisch, zu essen. Vielleicht ist, so könnte man zwischen den Zeilen und gelegentlich auch in dialektischer Umbiegung der Gedanken der Autorinnen

In dunkler Zeit

Anatol Regnier: Jeder schreibt für sich allein. Verlag C.H. Beck, München 2020, 366 Seiten, Euro 26,–.

Wie Schriftstellerinnen und Schriftsteller im nationalsozialistischen Deutschland ihrer Arbeit nachgegangen sind, davon berichtet Anatol Regnier. Dabei lässt er unbekannte Autoren wie Will Vesper ebenso zu Wort kommen wie Hans Fallada, Gottfried Benn oder Frank Wedekind. Regnier hat intensiv recherchiert und lässt die Autoren in Briefen, Tagebüchern, Gesprächsaufzeichnungen und Protokollen selbst sprechen. Er selbst hält sich mit persönlichen Wertungen zurück, stellt Fragen, ordnet ein, wie der Spagat zwischen Anpassung und künstlerischer Integrität in Zeiten von Zensur, Schreibverbot und Bücherverbrennung funktionierte. Dabei bildet er das gesamte Spektrum menschlichen Verhaltens im *Dritten Reich* ab. Detailreich, ambivalent und manchmal auch schockierend.

Herausforderung

Michael U. Braunschweig/Isabelle Noth,/Mathias Tanner (Hg.): Gleichgeschlechtliche Liebe und ihre Kirchen. Theologischer Verlag Zürich, Zürich 2021, 188 Seiten, Euro 26,90.

Wie können und sollen Kirchen und Theologie mit Homosexualität und homosexuellen Partnerschaften umgehen? Dieser Frage gehen die in diesem Band versammelten sechs Aufsätze im Blick auf die Schweiz nach. Neben Entwicklungen in Recht und Politik geht es den renommierten Experten um das Schriftverständnis, um die Beziehung zur katholischen Kirche und um Segnungen und Trauungen.

Neuausgabe

Hannah Arendt: Rahel Varnhagen. Piper Verlag, München 2021, 416 Seiten, Euro 14,–.

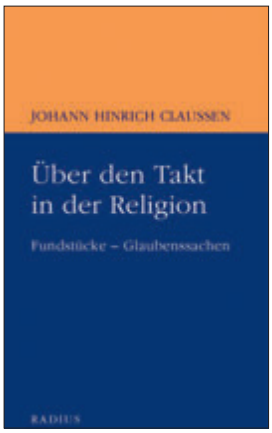
In einer Neuausgabe liegt nun diese von Hannah Arendt verfasste Biografie über Rahel Levin Varnhagen (1771–1833) vor. Diese führte in ihrer Zeit einen der bekanntesten Berliner Salons und stach als eifrige Briefeschreiberin hervor. Die Biografie steht am Beginn von Arendts lebenslanger Beschäftigung mit der Geschichte der deutschen Juden und ihrer am Ende gescheiterten Assimilation. Sie ist mit einem Nachwort der amerikanischen Literaturwissenschaftlerin Liliane Weissberg versehen, die die Entstehungsgeschichte der Biografie chronologisch und thematisch in Arendts Werk einordnet.

und Autoren dieses anregenden Büchleins lesen, gerade den biblischen Geschichten erstaunlich viel weisheitliches Wissen über die Dialektik von neuem und altem Körpernormalitätsideal zu entnehmen.

GEORG PFLEIDERER

Genuss

Fundstücke und Glaubenssachen



Johann Hinrich Claussen: **Über den Takt in der Religion.** Radius Verlag, Stuttgart 2020, 232 Seiten, Euro 20,–.

Johann Hinrich Claussen, ehemaliger Hamburger Hauptpastor an St. Nikolai und derzeitiger Kulturbeauftragter der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD), ist ein Kommunikator ersten Ranges, ein belesener Vermittler und Anreger aus Leidenschaft. Mit Genuss liest man seine kenntnisreiche Einführung in die Kunst, Kirchenbauten zu verstehen (*Gottes Häuser*, 2010), seine Geschichte der Kirchenmusik (*Gottes Klänge*, 2014) oder seine *Gegenwindgedanken. Auf dem Fahrrad durch das Kirchenjahr* (2013). Auch das neue Buch mit dem Titel *Über den Takt in der Religion. Fundstücke – Glaubenssachen* sei Lesern und Leserinnen ans Herz, vor die Nase oder jedenfalls in die Hand gelegt – eine Leseempfehlung also.

Diese Fundstücke und Glaubenssachen sind kurze, fürs Radio geschriebene Texte über christliche Lebensfragen und ethische Themen wie Scham, Armut, Reichtum, Hoffnung, Nüchternheit, über Religionspraktiken mit vielfältigen Bezügen: über das Beten, über die Frage, ob man alte Gesangbuchlieder noch singen könne, über die schöne Abgründigkeit der großen Weihnachtsoratorien. Aber auch darüber, was mit unserer Religion in der Moderne geschieht und welche Kirche wir in Zukunft brauchen. Über Fragen also, wie sie viele stellen, denen das Christentum nicht gleichgültig ist.

Auslöser für seine Texte sind oft Funde und Entdeckungen, etwa eine Konfirmationspredigt aus dem Jahr 1942, die Claussens Vater damals als Junge mitten im Krieg hörte und auf dem Estrich aufbewahrte, und die nun in den Händen des Sohnes wieder zu sprechen beginnt. Sätze eines längst verstorbenen Pfarrers Röhricht, der im Gewand traditioneller Theologie seinen Konfirmanden mitten im Krieg klare und mutige Sätze auf den Lebensweg mitgibt: „Von wem werdet ihr euch führen lassen?“. Oder ein Brief Julius Wellhausens, des großen Erforschers der hebräischen Bibel, der seinen Glauben an die Reformierbarkeit der damaligen lutherisch-konservativen Kirche verliert (und deshalb aus der Theologischen in die Philosophische Fakultät wechselt), nicht aber seinen Glauben. Er könne, so schreibt Wellhausen an einen Freund, keine Kompromisse mehr machen auf Kosten der Aufrichtigkeit. Und dann zitiert Claussen freudig dessen liberalprotestantisches Credo, das auch sein eigenes ist: „Ich bin meines Glaubens gewiss genug, und keine Zweifel können ihn erreichen.“

Eine andere Fundsache führt zu dem für mich schönsten Text dieses Buches. Claussen stösst zufällig auf einen kleinen Aufsatz des Kirchenhistorikers Karl Holl, der einen Titel trägt, den Claussen für seinen Band ausleihen wird: „Über den Takt in der Religion“. Hier bestreitet dieser Lutherforscher mit Vehemenz, dass Religion etwas mit Takt zu habe, und es also „taktvolle Religion“ geben könne. Weder die alten Propheten noch Jesus seien taktvoll gewesen, sie hätten keine Kompromisse geschlossen und Höflichkeiten ausgetauscht, sondern um der Sache Willen klar und mit der nötigen Härte gesprochen. Denn Religion sei kein Spiel, keine Sache des Genusses, sondern eine des Ernstes. Was Claussen nun zu einer Gegenrede inspiriert, nicht gegen den Ernst des Glaubens, aber gegen einen unbarmherzigen Dogmatismus, gegen Rechthaberei in Sachen Religion. Es ist eine wunderbare Rede geworden, in der er für die Feinheit, die Freundlichkeit und eben für den Takt in der Religion wirbt. Man meint ihn beim Lesen vor sich zu haben. Denn er selbst ist ein taktvoller Mensch.

NIKLAUS PETER

An dieser Ausgabe haben mitgearbeitet:

Dr. Rainer Bayreuther
Musikwissenschaftler an der Hochschule für evangelische Kirchenmusik, Bayreuth

Klaus-Martin Bresgott
Germanist, Kunsthistoriker und Musiker, Berlin

Cornelia Coenen-Marx
Oberkirchenrätin a. D., Garbsen

Dr. Frank Crüsemann
Professor em. für Altes Testament, Bielefeld

Martin Egbert
Fotograf, Tecklenburg

Udo Feist
Autor, Dortmund

Dr. Martin Fritz
Wissenschaftlicher Referent der Evangelischen Zentralstelle für Weltanschauungsfragen (EZW), Berlin

Nikola Gazzo
Personal- und Businesscoach in Berlin

Joachim Goertz
Pfarrer, Berlin

Justus Geilhufe
Dompfarrer in Freiberg/Sachsen

Dilek Güngör
Journalistin und Autorin, Berlin

Dr. Dr. Klaas Huizing
Professor für Systematische Theologie an der Universität Würzburg

Jürgen Israel
Publizist, Neuenhagen

Hans Norbert Janowski
Pfarrer i.R., Esslingen

Dr. Dr. Thomas Kaufmann
Professor für Kirchengeschichte an der Universität Göttingen

Dr. Ulrich H. J. Körtner, Professor für Systematische Theologie an der Universität Wien

Dr. Jutta Koslowski
Pfarrerin, Gnadenthal

Susanne Krahe
Autorin, Unna

Dr. Anne Helene Kratzert
Pfarrerin, Karlsruhe

Dr. Helmut Kremers
Chefredakteur i. R., Düsseldorf

Kathrin Oxen
Pfarrerin, Moderatorin des Reformierten Bundes, Berlin

Dr. Eberhard Pausch
Pfarrer und Studienleiter an der Evangelischen Akademie Frankfurt/Main

Dr. Niklaus Peter
Pfarrer i. R., Zürich

Dr. Georg Pfleiderer
Professor für Systematische Theologie und Ethik an der Universität Basel

Mithu Sanyal
Kulturwissenschaftlerin und Schriftstellerin, Düsseldorf

Klaus Sieg
Journalist, Hamburg

Dr. Michael Weinrich
Professor em. für Systematische Theologie, Paderborn

Dr. Rolf Wischnath
Generalsuperintendent i.R., Gütersloh

Petra Ziegler
Journalistin, Stuttgart

IMPRESSUM

zeitzeichen ist die Nachfolgepublikation von: „Evangelische Kommentare“, „Die Zeichen der Zeit/Lutherische Monatshefte“ und „Reformierte Kirchenzeitung“. ISSN 1616-4164

Herausgegeben von
Heinrich Bedford-Strohm, München
Wolfgang Huber, Berlin
Ilse Junkermann, Leipzig
Isolde Karle, Bochum
Annette Kurschus, Bielefeld
Ulrich Lilie, Berlin
Friederike Nüssel, Heidelberg
Christoph Schwöbel, St. Andrews/Schottland
Christiane Tietz, Zürich
Gerhard Ulrich, Kappeln/Schlei
Michael Weinrich, Bochum

Redaktion
Reinhard Mawick (Chefredakteur)
Philipp Gessler
Kathrin Jütte
Stephan Kosch
Ständiger Mitarbeiter: Jürgen Wandel
Sekretariat: Claudia Hollwedel
Abo-Marketing: Bernd Hummel

Jebensstraße 3, 10623 Berlin
Tel. 030/310 01 13 00, Fax 030/310 01 18 00
E-Mail: redaktion@zeitzeichen.net
Internet: www.zeitzeichen.net

Beratende Mitarbeiter
Johann Hinrich Claussen (Berlin), Johanna Haberer (Erlangen), Klaas Huizing (Würzburg), Jürgen Israel (Berlin), Reinhard Lassek (Celle)

Träger
zeitzeichen gGmbH
Geschäftsführer: Reinhard Mawick
Jebensstraße 3, 10623 Berlin
Vorsitzender des Verwaltungsrates: Ulrich Heckel

Verlag und Anzeigen
Gemeinschaftswerk der Evangelischen Publizistik gGmbH,
Emil-von-Behring-Straße 3,
60439 Frankfurt am Main
Telefon 069/580 98-0, Fax 069/580 98-363
Anzeigen: m-public
Anzeigenleitung: Yvonne Christoph
Tel. 030/3 25 32 14 32, E-Mail: christoph@m-public.de
Mediaberatung: Karin Dommermuth-Hoffmann
Tel. 0261/39 49 53 36
E-Mail: dommermuth-hoffmann@m-public.de,
www.m-public.de

Abonnement-Verwaltung
Postfach 50 05 50, 60439 Frankfurt
Tel. 069/580 98-191, Fax 069/580 98-226
E-Mail: kundenservice@gep.de

Zeitzeichen erscheint monatlich und kann über jede Buchhandlung oder direkt vom Verlag bezogen werden. Das Jahresabonnement kostet EUR 80,40 (inkl. Versandkosten). Ruheständler, Studierende, Vikare und Auszubildende erhalten bei Direktbezug Nachlässe. Einzelheft EUR 7,20. Preisänderungen vorbehalten.

Zeitzeichen im Daisy-Format für blinde und sehbehinderte Menschen. Tel. 0561/72 98 71 61 oder per E-Mail: buero@debess.de

Satz
Anika Müller-Näthe, verbum-berlin.de

Druck
Strube Druck & Medien oHG
Stimmerswiesen 3
34587 Felsberg

KLIMAKOLLEKTE Klimafreundlich gedruckt

Leidenschaftlich

Kirche im Quartier

Ralf Kötter: **Im Lande Wir.** Evangelische Verlagsanstalt, Leipzig 2021, 184 Seiten, Euro 25,–.

Ein grundlegender Paradigmenwechsel steht an in der Kirche: Schluss mit dem verzagten Bemühen um Mitgliederbindung, mit der Rechtfertigung überkommener Formate, mit der Angst, sich selbst zu verlieren und der Sorge um das eigene Profil – Schluss mit dem Leistungsmodus und hin zum Teilhabemodus, zu einem offenen und komplementären Dialog mit anderen Personen, Initiativen, Organisationen im Sozialraum. Eine Kirche, die von sich selbst absieht und andere in den Blick nimmt, anderen zuhört, mit ihnen ins Gespräch kommt, lässt Resonanzräume entstehen, in denen Menschen ein neues Wir entdecken. „Es geht nicht mehr darum, andere zu belehren oder gar zu bekehren, es geht nicht mehr darum, andere zu überwältigen, nein, es geht darum, gemeinsam mit anderen etwas Drittes zu bewältigen: nämlich die aktuellen Herausforderungen des Raumes. Statt um Konversion der anderen geht es um die eigene Extraversion“, schreibt Ralf Kötter, Dozent für theologische Grundfragen am Pastoralkolleg in Schwerte-Villigst. Es geht um eine „Haltung, in der unsere Narrative nicht überflüssig, aber doch flüssig werden.“

Kötters Buch ist ein kundiges und leidenschaftliches Plädoyer für die neue Bewegung der Gemeinwesendiakonie, der Kirche im Quartier, die sich durch eine bunte, von den jeweiligen Kontexten geprägte Vielfalt auszeichnet und dabei einen scharfen Blick für die jeweiligen Herausforderungen und Potenziale hat. Dass es dabei weder um Anbiederung an den Zeitgeist noch um ein effektives Management der knapper werdenden Ressourcen, sondern um den Gottesglauben selbst geht, erläutert der Autor theologisch, sowohl biblisch-theologisch als auch in einem kurzen reflexiven Rückblick auf das Selbstverständnis der Kirche in Antike, Reformation und Moderne.

Dabei stehen die biblischen Narrative im Zentrum seiner theologischen Überlegungen. Mit der Schöpfungserzählung geht es um die Sozialität des Menschseins, die sich immer neuen Formationen zum Leben mit anderen öffnet; die „Krankheit zum Tode“, von der Kierkegaard spricht, ist letztlich De-Sozialisation. Hier ist grundgelegt, was wir als Gemeinde im Sozialraum erleben können: Menschwerdung ereignet sich in Teilhabe und Inklusion. Wie Egozentrik ins Nichts führt und Gemeinschaft Leben schafft, macht Kötter an den Exodus- und Landnahmegeschichten deutlich, um schließlich von den Kundschaftern zu erzählen, die das neue Land vierzig Tage lang erkunden und als Verheißung nach vierzig Jahren Wüste eine überdimensionale Weinrebe mitbringen. Ein doppelt fruchtbares Bild: Gemeinden werden Kundschafter im Sozialraum und kommen mit anderen in der Vielfalt und Komplementarität neuer Cluster zu gemeinsamen Herausforderungen und Projekten zusammen.

Um die Vielfalt der ersten christlichen Gemeinden, Gottes Menschwerdung im Alltag und die Komplementarität der Anhängerschaft Jesu geht es dann im neutestamentlichen Kapitel, wo der Autor auch vom Neuen Jerusalem erzählt, dessen Edelsteine in allen Farben des Regenbogens leuchten. Die offenen Tore der Stadt und die ursprünglich bedingungslose Aufnahme des Eunuchen und Kämmerers aus Äthiopien machen klar: Kirche muss sich „von der Unterscheidung von drinnen und draußen verabschieden“.

Die einladende Sprache und die inspirierenden Bilder des Buches sollen nicht darüber hinwegtäuschen, dass der Autor die Vorbehalte, mit denen Gemeinden sich heute abschließen, sehr wohl kennt. Sie werden in aller Offenheit benannt und stehen gelassen, ohne dass die Ermutigungen deshalb an Überzeugungskraft verlören. Es geht vielmehr darum, vertrauensvoll zu erproben, wozu gerade die biblischen und altkirchlichen Narrative ermutigen: Als Schatzsucherin, Türöffnerin, gute Nachbarin kann Kirche sich erneuern.

CORNELIA COENEN-MARX

Bittersüß

Von Lust und Schmerz

Anne Carson: **Der bittersüße Eros.** Verlag Turia + Kant, Wien 2020, 187 Seiten, Euro 24,–.

Die alte Frage: Kann man die antiken Klassiker mit der Brille des Zeitgenossen noch mit Gewinn lesen? – Sie wird von der kanadischen Literaturwissenschaftlerin und Dichterin Anne Carson in eigenwilliger Weise beantwortet: Seit der griechischen Antike wird in Dichtung und Philosophie das doppelschlächtige Wesen des Eros als Erfahrung von Lust und Schmerz gefeiert und melancholisch meditiert. Eros wird bereits in einem lyrischen Fragment der Sappho als „bittersüß" (*glukupikron* – süß-bitter) charakterisiert. Was hat es damit auf sich?

Das Begehren hat eine paradoxe Natur. Carson zeigt dies an Beispielen der altgriechischen Lyrik und Dramatik, an Plato und den späteren hellenistischen Romanen durch eindringliche Analysen und Beschreibungen, die sich – ganz frappierend – in einer Sprache darbieten, als lese man Lacan, Foucault oder Derrida.

Lust und Schmerz des Begehrens in einem Akt ist eine Erfahrung an den Rändern und Grenzen, die dazu reizen, übergriffen und überschritten zu werden: Grenzen der Zeit und des nahen Abstands und des Widerstands von Person zu Person, ja des Buchstabens, der die Einbildungskraft beim Lesen reizt. Das Greifen nach einem Apfel am hohen Ast, der schmerzlichsüße Liebreiz auch des vergeblichen Begehrens, zeigt sich Carson bereits in jener Urszene bei Sappho als eine Erfahrung im „Dreieck" von Beziehungen:

Eros ist im Begehren zwischen Liebendem und Geliebtem die dritte Kraft, die im Hinausgreifen nach dem Unbekannten, noch nicht Erfassten wirkt. Es ist das Geschäft des Eros, dafür zu sorgen, dass das begehrte Objekt des Ergreifens oder Begreifens ein Unbekanntes, und auch, wenn es ergriffen wird, als es selbst erhalten bleibt. Sonst wäre es nur ein toter Gegenstand.

Ein schönes Bild dafür ist auch Platos Beispiel des kindlichen Vergnügens, nach einem Stück Eis zu greifen und dessen Schmelzen in der Hand zu erleben. Würde es nicht schmelzen, müsste das Kind es alsbald vor Kälte wegwerfen: kindliches Glück als ein Paradox von Gewinn und Verlust, Ergreifen und Verlieren zugleich. Was dazwischenliegt, die Bewegung des Begehrens nämlich, bildet einen „blinden Fleck", in dem dieses „Zugleich" seine verwandelnde Kraft entfaltet.

Das erotische Dreieck von Lust und Schmerz bildet sich, so wendet Carson die Szene, auch beim Schreiben und Lesen aus. In der Interpretation von Platos Dialog „Phaidros" zeichnet Carson die Bewegung des Eros nach, der sich im Schreiben Lesen und Aneignen durch die Einbildungskraft entäußert und zu einem eigenen Text entfaltet. In dieser frühen Literatur der Griechen wird Hingabe eher als Beraubung, Dahinschmelzen und Verlust erlebt, in den späteren und den zeitgenössischen Kulturen liegt der Akzent stärker auf der Erfahrung, dass der sich Hingebende zu sich selbst kommt, und das ist ein Gewinn. Auch hier geschieht eine Transformation im bittersüßen Spiel des Eros.

Die „erotische List" der begehrenden Grenzüberschreitung scheint Carson zufolge „die Grundstruktur des menschlichen Denkens zu konstituieren: Sobald der Geist sich ausstreckt, um zu wissen, öffnet sich der Raum des Begehrens und eine notwendige Fiktion tritt aus."

Anne Carson hat keine wissenschaftliche Abhandlung geschrieben, auch wenn die antike Dichtung und Philosophie sorgfältig analysiert und interpretiert wird. Die Leser finden sich eher den bewegten Flutwellen eines essayistischen Experiments ausgesetzt: poetisch inspirierend, analytisch geschliffen und mit kreativer Gestaltungskraft zwischen altgriechischer Lyrik und zeitgenössischer Sprachphilosophie springend. Dabei werden die Lesenden der schwindelnden Erfahrung des Neuen und Unbekannten zuteil, die sich einstellt, wenn man sich an den Rändern bewegt und Grenzen überschreitet. Zugleich entsteht eine Poetik des Schreibens, Lesens und Erkennens, deren erotischer Anziehung und Befremdung sowie deren postmodernem Sound man sich kaum entziehen kann – eine lohnende Lektüre.

HANS NORBERT JANOWSKI

Chaiselonguesingen

Freigelegte Erinnerungen

Dorothea Grünzweig: **Plötzlich alles da.** Wallstein Verlag, Göttingen 2020, 140 Seiten, Euro 24,–.

Der Auftaktvers „Komm! Ins Offene" aus der Elegie „Der Gang aufs Land" ihres Landsmannes Friedrich Hölderlin mag als Synonym herhalten für den neuen, im Wehen gewebten Gedichtband *Plötzlich alles da* Dorothea Grünzweigs. Sie, die seit über zwanzig Jahren Finnland ihre Heimat nennt, bleibt Hölderlin in Sprache, Zuneigung, Vertrautheit und Wehmut inwendig verwandt. *Plötzlich alles da* gleicht einer Zauberformel. Alle Magie von Dichtung fußt in ihr. Verlorenes und Bedrohtes, Verblasstes und Ersehntes wird ins Leben gesungen, ist plötzlich da: sprachmächtig, öffnend und verwandelnd. Eine verborgene Ebene wird Wirklichkeit.

Im pointierten „plötzlich" schimmert aber auch schon dessen Kehrseite auf – „Plötzlich alles weg", eine Kehrseite, die die Versehrtheit und allen Verlust in einem Augenblick umspannt. Die Wesentlich- und Dringlichkeit alles hier zu Wort Kommenden legt Grenzen lahm und öffnet sich dem Ganzen. Also: Komm! Ins Offene. Vergessene Lieder steigen auf aus der Landschaft. Die Trennwand zwischen Mensch und Tier löst sich bis auf eine letzte, zitternd durchsichtige Membran; der Lebenstrieb alles Lebendigen neben mir, sein Schmerz, ist auch meiner. Lichte Erkenntnisse im lebendigen Einklang mit der Natur stehen neben dunkler Trauer und ohnmächtiger Wut über deren Zerstörung. Die feindliche Besatzung

Lapplands während der NS-Zeit und ihre noch immer sicht- und fühlbaren Narben bilden ein weiteres Narrativ. Nur Worte halten, nur die Sprache kann auffangen – nur der Mantel der „pietà der poesie“ bietet Schutz vor unbewältigtem Vergessen.

Dorothea Grünzweig gelingt mit diesem Band Großes – weise, leise summt sie den Gesang der Erde. Dabei nistet ihr poetischer Webstuhl, aus dem in diesem Band neun jeweils eigen überschriebene Sektionen neuer Gedichte hervorgehen, zwischen den Zeiten, zwischen den Sprachen, im aufgeplusterten Federkleid des Rotkehlchens unter samischem Sommermond. Alle klarsichtige Rede hebt an aus gelebter Liebe; alle diese Liebe weitet den Blick, jeden Morgen von „frischem gütetau wohlwollend“ benetzt, in der Erkenntnis der „ganzen erdenkleine unseres daseins vor dem all“. Dabei strömt aus Dorothea Grünzweig, im rhythmisierten Verston stilistisch nahe am mittelalterlichen Epos, das Lied des uralten Wissens der Frauen, wie es wirkmächtig vor und mit ihr Christa Wolf freigelegt und angestimmt hat. Ein Lied aus langer Stummheit und Verborgenheit, ein Lied aber auch aus sich aufrichtender, ungebrochener Kraft und dem Wissen: „es sitzt uns unter den rippenbögen eine obdachlose stille“.

Thematisch legt Grünzweig vor allem Erinnerungen frei – an die Mutter, an die Kindheit, an Gestern, an Heiles und Unheilvolles. Dabei verwebt sie in fließender Selbstverständlichkeit Worte des blaugrün-weiß Finnischen mit trollingerfarbigglucksender schwäbischer Mundart, wozu sich im Anhang ein eigens eingerichtetes kleines Wörterbuch findet. Als Bindeglied zu allem Sein stimmt Dorothea Grünzweig immer wieder Liedverse an – Lieder, die in der Kindheit klingend in die Seele geschrieben wurden und im Alter einzig bleibende seelische Verbundenheit stiften.

Gedichte wie „zur guten nacht“, das einen abendlichen Besuch am Bett der Mutter beschreibt, oder „das chaiselonguesingen“, ein geschwisterliches Moment inniger Vertrautheit im gemeinsamen Gesang, lassen die Kraft dieser Lieder, ihre Heimat bei den „elfen oder engelwesen“ und ihre Anbindung an die Ahnen als seelischen Schutzmantel und unter aller Haut wirkmächtigen Trost gewahr werden. Dorothea Grünzweig beschwört nichts. Sie spürt und weiß: „heimsingen ist das schönste“.

KLAUS-MARTIN BRESGOTT

Empfohlen von Pfarrer Christian Engels, Leiter des Filmkulturellen Zentrums der EKD, Frankfurt/Berlin.

Kein Lebenszeichen

Auf Netflix seit dem 13. August

Trotz vieler gegensätzlicher Anzeichen ist die französische Kultur schon lange von den USA fasziniert. Der Begriff „film noir“ für eines der wichtigsten Hollywood-Genres stammt zum Beispiel von einem französischen Kritiker. Auch der amerikanische Krimiautor Harlan Coben ist in Frankreich besonders beliebt. Deshalb ist es nicht überraschend, dass von dort jetzt die Miniserie nach einem Roman von Coben kommt. Ein Junge verliert seinen großen Bruder und zehn Jahre später verschwindet seine Freundin, die anscheinend mit der früheren Tragödie zu tun hatte. Nach zahlreichen Verwicklungen kommt ganz am Schluss die völlig unerwartete Auflösung. Der Mörder war …

Annette

Auf Prime Video seit dem 20. August

Der Erfolg des Musicals „La La Land“ hat gezeigt, dass das Genre immer noch Fans hat. Seitdem gab es zahlreiche neue Musicals, aber „Annette“ ist trotzdem völlig ungewöhnlich. Es wird nicht getanzt, und die Musik stammt von dem Rock-Pop-Duo Sparks. Der Film erzählt von der Tochter einer Opern-Diva und eines Stand-up-Comedians, die ein geheimnisvolles Talent hat. Mit Adam Driver („Paterson“) und Marion Cotillard („La vie en rose“) sind die Hauptrollen hervorragend besetzt, und Regie führt Leo Carax, der in den 1990er-Jahren gefeiert wurde. Wenige Wochen nach der gefeierten Premiere in Cannes ist „Annette“ jetzt schon im Stream zu sehen.

Q-Force

Auf Netflix ab dem 2. September

Der neue James Bond kommt jetzt wohl endlich in die Kinos. Aber noch zuvor startet die Q-Force, also die „queere Einheit“, eine Gruppe von Superspionen aus dem LGBT-Bereich, die verschiedene Abenteuer erleben. Die Ästhetik der animierten Serie entspricht dem Klischee der quietschbunten Wagen beim CSD, die Helden machen hier genauso lockere und sexuell aufgeladene Sprüche wie 007 in den 1960er- und 1970er-Jahren, nur eben immer eindeutig nicht normativ heterosexuell. Das kann gelegentlich übertrieben und aufdringlich wirken. Aber es ist auf jeden Fall eine unterhaltsame Hilfe dabei, sich von dem Bond-Machismo nicht anstecken zu lassen.

Erstmals Frau gewählt

Foto: LWB

Mit der estnischen Pfarrerin Anne Burghardt ist erstmals eine Frau zur Generalsekretärin des 1948 gegründeten Lutherischen Weltbundes (LWB) gewählt worden. Die 45-Jährige folgt dem Chilenen Martin Junge (59) nach, der zum 31. Oktober ausscheidet. Für Burghardt stimmten 28 Mitglieder des LWB-Rates, für Pfarrer Kenneth Mtata, den Generalsekretär des Kirchenrates von Simbabwe, 20. Burghardt war von 2013 bis 2018 LWB-Referentin für Ökumenische Beziehungen gewesen. Derzeit arbeitet sie am Theologischen Institut der lutherischen Kirche Estlands. Burghardt, die mit einem Pfarrer verheiratet ist, studierte in Dorpat (Tartu) und in Erlangen. Zum Lutherischen Weltbund, der seinen Sitz in Genf hat, gehören 148 Kirchen in 99 Ländern mit rund 75 Millionen Mitgliedern.

Militärdekan wird Akademiedirektor

Roger Mielke, Militärdekan am Zentrum Innere Führung der Bundeswehr in Koblenz, wird am 1. Oktober Direktor der Evangelischen Akademie Frankfurt am Main. Der 57-Jährige folgt Thorsten Latzel (50) nach, der seit März Präses der Rheinischen Kirche ist. Mielke war von 2012 bis 2018 im Kirchenamt der EKD in Hannover für die Arbeitsfelder Friedensethik, Politische Ethik und Fragen öffentlicher Verantwortung zuständig. Er hat mit einer Arbeit zur Politischen Theologie promoviert, besitzt Abschlüsse in den Fächern Erziehungswissenschaft, Soziologie und Psychologie und absolvierte eine Ausbildung in Systemischer Beratung. Die Evangelische Akademie Frankfurt am Main entstand 2012 durch die Fusion der Evangelischen Akademie Arnoldshain und der Evangelischen Stadtakademie Frankfurt.

Vom Kirchentag zum Kirchenrat

Foto: EKT

Christina Aus der Au, Präsidentin des Berliner Kirchentages 2017, ist zur Präsidentin des Kirchenrates der evangelisch-reformierten Kirche des Schweizer Kantons Thurgau gewählt worden. Das Gremium leitet die Landeskirche. Aus der Au, die an der Pädagogischen Hochschule Kreuzlingen Religion, Ethik und Politik lehrt, folgt am 1. Juni 2022 Pfarrer Wilfried Bührer nach, der in den Ruhestand tritt. Für die 55-Jährige stimmten im ersten Wahlgang 67 Mitglieder der Landessynode, zehn mehr als die erforderliche absolute Mehrheit. Der Bischofzeller Gemeindepfarrer Paul Wellauer erreichte 46 Stimmen. Aus der Au ist im Thurgau aufgewachsen. Sie ist habilitierte Theologin, aber nicht ordiniert.

Kirchenpreis für Fernsehmoderatoren

Die Fernsehmoderatoren Joachim (Joko) Winterscheidt und Klaas Heufer-Umlauf haben den Robert-Geisendörfer-Preis der evangelischen Kirche erhalten. Die Jury würdigte damit die Sendungen, die das Duo mit der Show „Joko & Klaas gegen ProSieben“ gewonnen und für Themen wie Seenotrettung von Flüchtlingen, Einsatz gegen rechts und Obdachlosenhilfe genutzt habe.

Superintendentin für Stuttgart

Dorothea Lorenz, die Pastorin in Tübingen war, ist neue Superintendentin des Distrikts Stuttgart der Evangelisch-Methodistischen Kirche (EMK). Die 50-Jährige ist Nachfolgerin von Siegfried Reissing (60), der nach zehn Jahren in den Gemeindedienst zurückkehrt. Das Amt der Superintendentin in der EMK lässt sich mit dem einer Regionalbischöfin in den Landeskirchen vergleichen. Lorenz ist für über 60 Kirchengemeinden mit rund 50 Geistlichen zwischen Nordschwarzwald und Schwäbischer Alb zuständig. Württemberg wurde im 19. Jahrhundert Wiege und dann Hochburg des deutschen Methodismus.

ANGEZEIGT

Transformation

„Auf dem Weg zu einem nachhaltigen und gerechten Finanzsystem“, lautet der Titel eines Textes der EKD-Kammer für nachhaltige Entwicklung. Darin plädiert sie für eine sozial-ökologische Transformation der Finanzwirtschaft. Der Text informiert über die Strukturen der Finanzwirtschaft und reflektiert sie theologisch. Das 239 Seiten starke Heft kostet 4,30 Euro. *Bestellanschrift: versand@ekd.de. Zum Runterladen: www.ekd.de/finanzsystem.*

Für die überregionale Pastorenausbildung wurde 1877 in Reutlingen ein „Predigerseminar“ gegründet, heute: Theologische Hochschule. In Deutschland gibt es 46 000 Methodisten und weltweit 51 Millionen.

Theologin leitet Frauenrat

Die evangelische Theologin und Geschäftsführerin des Marie Jahoda *Center for International Gender Studies* an der Universität Bochum, Beate von Miquel, ist neue Vorsitzende des Deutschen Frauenrates. Die 53-Jährige, die in dem Dachverband die Evangelischen Frauen in Deutschland vertritt, folgt auf die Präsidentin des Deutschen Segler-Verbandes Mona Küppers.

Neuer Name für Missionswerk

Das Evangelische Missionswerk in Deutschland (EMW) heißt künftig „Evangelische Mission Weltweit“. Die Abkürzung „EMW“ wird aber beibehalten. Die Einrichtung, die ihren Sitz in Hamburg hat, wolle vielfältige Wege nutzen, um Mission zu erklären und als Wesensmerkmal christlicher Kirchen deutlich machen, sagte Direktor Rainer Kiefer. Das EMW wurde 1975 gegründet. Es besteht aus zwölf Missionswerken, fünf Verbänden, fünf Freikirchen sowie der EKD. Zu den Aufgaben gehören theologische Grundsatzarbeit, Förderung theologischer Ausbildung weltweit und Serviceleistungen für regionale Missionswerke. *www.emw-de.de*

Neuer Studiengang Theologie

Die Eberhard-Karls-Universität Tübingen startet zum Wintersemester einen theologischen Master-Studiengang, der nach eigenen Angaben bundesweit einmalig ist. „Theologien interreligiös – Interfaith Studies“ möchte christliche, islamische und jüdische Theologie verbinden. Der neue Studiengang sei derzeit nicht zulassungsbeschränkt. Einschreibungen sind bis zum 30. September möglich. Am Studiengang beteiligt sind die Evangelisch-Theologische Fakultät und ihr Seminar für Religionswissenschaft und Judaistik, die Katholisch-Theologische Fakultät und das Zentrum für Islamische Theologie.

Foto: picture alliance/AP Images

USA: Am Aschermittwoch schwärmen Geistliche der Mainline Churches (hier ein Anglikaner) aus, um Passanten mit dem Aschekreuz zu segnen.

US-Evangelikale im Sinkflug, andere Protestanten stabil

In den USA befinden sich die Kirchen der weißen Evangelikalen auf einem Sinkflug, während sich die Zahl der weißen *Mainline*-Protestanten, zu denen Anglikaner, Lutheraner, Methodisten, Presbyterianer und Unierte gezählt werden, leicht stabilisiert hat. Das hat der „2020 Census of American Religion“ ergeben, den das Public Religion Research Institute veröffentlicht hat. Zu den weißen Evangelikalen gehörten 2006 23 Prozent der US-Bevölkerung, 2020 waren es nur noch 14,5 Prozent. Zu den weißen *Mainline*-Protestanten zählten sich 2006 17,8 Prozent. Bis 2016 war ihre Zahl auf 12,8 Prozent gesunken, stieg aber 2020 auf 16,4 Prozent. Beobachter erklären den Zuwachs der *Mainline Churches* damit, dass sie weiße Evangelikale gewonnen hätten, die sonst konfessionslos geworden wären. Zu den Konfessionslosen gehörten 2006 16 Prozent der Amerikaner. Einen Höhepunkt erreichte ihre Zahl 2016 mit 25,5 Prozent, 2020 waren es 23,3 Prozent. Die Zahl der weißen römischen Katholiken sank von 16 Prozent im Jahr 2006 auf 11,2 Prozent 2020. Das Durchschnittsalter der weißen Evangelikalen beträgt 56, der weißen römischen Katholiken 54 und der weißen *Mainline*-Protestanten 50 Jahre. Konfessionslose sind im Schnitt 38 Jahre alt.

Synagoge im Park Sanssouci

Mit einer Synagoge im Park Sanssouci bekommen diejenigen, die an der Universität Potsdam jüdische Theologie studieren, und diejenigen, die sich auf den Rabbinerberuf vorbereiten, ein geistliches Zentrum. Die Synagoge soll zu einem Zentrum jüdischer Gelehrsamkeit mit Leuchtturmcharakter für die EU werden. Zu ihm gehören das liberale Abraham-Geiger-Kolleg und das konservativ ausgerichtete Zacharias-Frankel-Kolleg. „Das Haus soll weit offen stehen“, betonte Christoph Martin Vogtherr, der Generaldirektor der Stiftung Preußische Schlösser und Gärten Berlin-Brandenburg.

Berliner Bischof für Frauenquote

Der Bischof der Berlin-Brandenburgischen Landeskirche (EKBO) Christian Stäblein wünscht sich eine Frauenquote für die leitenden Geistlichen der Kirchenkreise. Dem *Evangelischen Pressedienst (epd)* sagte der Bischof, in der EKBO werde über eine Quote bei den Superintendenten diskutiert. Er sei dafür, denn „anders“ sei man „bislang nicht weitergekommen“.

Der größte Dichter Italiens

Aber ein Heiliger war er nicht: Dante Alighieri

HELMUT KREMERS

Dante Alighieri sei „der größte Dichter Italiens und einer der tiefsinnigsten Dichter aller Zeiten“, befand Meyers Lexikon von 1925 bündig. Gestorben ist er am 14. September 1321, in Ravenna, 56-jährig. Viel Ganz-Genaues weiß man nicht über sein Leben. Das Meiste wurde mit detektivischer Akribie ermittelt. In sieben Jahrhunderten ist da einiges zusammengekommen.

Dante hat viel geschrieben und gedichtet, und zwar nicht nur, wie es Gelehrtenbrauch war, in Latein, sondern überwiegend in der Volkssprache, dem toskanischen Italienisch, weshalb er als Begründer der italienischen Schriftsprache gilt. Auch sein kolossales Hauptwerk, die *Göttliche Komödie*, ist in Italienisch verfasst („Göttlich“ nannte sie Giovanni Boccaccio (1313 – 1375), es war ein Lob wie in „Götterspeise“, keine theologische Aussage).

Die „Story“ ist diese: Dante habe sich verirrt, sei schrecklichen Ungeheuern, einem Luchs (Wollust), einer Wölfin (Gier) und einem Löwen (Hochmut) im düsteren Wald moralischer Verirrung begegnet und sei dann vom Schatten Vergils, seines im Jahre 19 vor Christus verstorbenen Dichterkollegen, herausgeführt worden. Der Weg allerdings führte durch das gesamte Jenseits, wie es sich die zeitgenössische scholastische Theologie vorstellte, die Hölle, das Fegefeuer und den Himmel, ein Ab- und ein Aufstieg, für die Leser eher ein abnehmender literarischer Spannungsbogen.

Etwas über die Hölle zu erfahren, das war verlockend. Nun also: Sie verjüngt sich nach unten in konzentrischen Kreisen, ein Trichter. Ganz unten sitzt der Imperator dieses Reichs, Luzifer. Wo sie liegt? Im Mittelpunkt der Erde. Nicht zu vergessen: Die Erde galt als Mittelpunkt der Welt.

Über dem Eingang der Hölle stand ihr Motto, „Es schufen mich die göttlichen Gewalten, die höchste Weisheit und die erste Liebe“ (3. Gesang), also die Liebe Gottes doch wohl: ein riesiges Folterlager, in dem die Insassen in alle Ewigkeit gequält werden. Der Leib als Medium des Schmerzes bleibt erhalten, so geschunden wie auch immer. Keine gnädige Ohnmacht verschafft zeitweise Linderung. Mehrfach musste Vergil den erschütterten Dante aufrichten. Allerdings: Ob es so seine Richtigkeit hat mit des Dichters Mitleid? Kunstvoll schildert er die Qualen so manchen, den er im Leben gekannt – und gehasst? – hat.

Das Fegefeuer dann. Es gleicht den Folterlagern aller irdischen Zeiten. Immerhin, am Ende winkte die Freilassung ins Paradies.

Und das Paradies. Auch dieses in Trichterform, diesmal aufsteigend, ganz oben der Thron Gottes. Den Besuch Dantes dort vermittelt Beatrice, die früh verstorbene, von ihm zur Heiligen stilisierte platonische Geliebte, von der man nicht weiß, ob sie als reale Person existierte.

Der reale Dante war ein Kind seiner Zeit, alles andere als ein Heiliger, ehrgeizig, von Jugend auf in die verwirrenden politischen Händel seiner Zeit verstrickt, insbesondere in die zwischen den Parteien der Ghibellinen und der Guelfen, nur oberflächlich als Kaiser- und als Papstanhänger zu charakterisieren. Wegen einer Unterschlagung, die er immer bestritt, wurde er aus seiner Heimatstadt verbannt, er blieb es bis zu seinem Tode, 19 lange Jahre. Eine Rückkehr nach Florenz unter Bußbedingungen hatte er abgelehnt. So blieb er in Ravenna, in absentia zum Tode, Verbrennen bei lebendigem Leib, verurteilt.

Die „Komödie“ teilt das Schicksal vieler klassischer Werke: hochverehrt und kaum gelesen. Nur noch historisch interessant ist der theologische Riesenbau, aktueller sind vielleicht die psychologischen Aufschlüsse, die dieser imaginierte geschlossene Kosmos bieten kann – denn die Sehnsucht nach einem solchen scheint unausrottbar.

Der größte Dichter Italiens, ein nationales Monument, unberührt und ungerührt auf seinem Sockel.

NOTABENE

• „Beim ersten großen Choleraausbruch unter Mekkapilgern waren im Jahr 1895 etwa 15 000 Todesopfer gezählt worden, rasch war die Seuche nach Alexandria gelangt, wo ihr 60 000 Ägypter erlagen. … Schon in seinem *Essai sur l'hygiène* hatte Adrien Proust sein Bild des Ansteckungsgeschehens auf die Mekkapilger angewandt: ‚Die Hadsch ist kein ursprünglicher Seuchenherd der asiatischen Cholera. Sie ist eine sehr günstige Umgebung für die Ausbreitung einer Epidemie. Aber damit die Explosion stattfinden kann, ist es unabdingbar, dass die Hadsch den Funken empfängt, der sie auslöst, und dieser Funke stammt aus Indien.‘“ Lothar Müller beschreibt in seinem Buch *Adrien Proust und sein Sohn Marcel* den Arzt und Seuchenbekämpfer als Beobachter einer erkrankten Welt.

• „Ein helles weißliches Licht kommt von oben herab, um den Apostel wortwörtlich zu ‚erleuchten‘. Bei spärlichem Tageslicht muss sich das an künstliches Licht gewohnte Auge des 21. Jahrhunderts des Münzautomaten bedienen, der, wie in fast allen italienischen Kirchen, für ein paar Minuten die Spots einschaltet, damit man die Kunstwerke besser betrachten kann. Es ist daher nicht nur für die Francesi-Kirche angeraten, immer einen Vorrat von Euro-Münzen bei sich zu führen.“ So lautet der Ratschlag für Italienreisende von Konrad O. Bernheimer in seiner *Gebrauchsanweisung fürs Museum.*

• „Er legte einen Arm um ihre Schulter und betrachtete das Ölbild Johann Sebastian Bachs, das Bernd Stitzler vor hundert Jahren gemalt hatte. Der alte Bach stand im dunklen Rock vor den Betrachtern, er sah zum Himmel empor und erschien stolz, schroff, selbstbewusst und demütig zugleich. ‚Ein wunderbares Bild‘, sagte Kötteritz, der Bürgermeister, der zu ihnen trat, ‚ich vermisse es jetzt schon. Sie müssen wissen, es hing in meinem Amtszimmer. Irgendwie lehrt dieses Porträt Demut, aber ebenso auch Mut und Gottvertrauen.‘“ Christoph Hein in seinem neuen Roman *Guldenberg.*

Willst Du nicht mein Bruder sein?

„Kein Weltfrieden ohne Religionsfrieden“, mahnte der kürzlich verstorbene Theologe Hans Küng immer wieder. Diese Tagung spielt diese These am Beispiel Europas durch. Der Herrnhuter Theologe Livingstone Thompson aus Belfast schildert (auf Englisch) die religiösen Hintergründe des Nordirlandkonflikts und zeigt, was die Herrnhuter Theologie zur interreligiösen Verständigung beitragen kann. Der Gründer der Brüdergemeinde Nikolaus Graf Zinzendorf hatte mit seiner „Tropentheologie“ schon einen wichtigen Beitrag zur Verständigung der christlichen Konfessionen geleistet. Beleuchtet wird der interreligiöse Dialog in Bosnien. Gefragt wird, wie der zunehmende Antisemitismus sich auf die Dialogfähigkeit der Religionen auswirkt. Und ein Vertreter des Auswärtigen Amtes geht der Frage nach, wie Diplomatie und Religionen gemeinsam handeln können. Anmeldeschluss: 30. September.
Hybrid-Veranstaltung: In all things clarity? Interreligiöse Verständigung angesichts europäischer Konfliktlagen
9. bis 10. Oktober, Evangelische Akademie Bad Boll, Telefon: 0 71 64 / 7 93 42, E-Mail: cornelia.daferner@ev-akademie-boll.de, www.ev-akademie-boll.de

Für Frauen und Arbeiter gekämpft

Louise Otto-Peters (1819–1895) gehörte zu den führenden Gestalten der Frauenbewegung des 19. Jahrhunderts. Sie hatte auch Kontakt zu dem Priester Johannes Ronge (1813–1887), dem Gründer der liberalen Deutsch-Katholischen Kirche. Dieser sei „der schnelle Fortschritt der weiblichen Theilnahme an den Fragen der Zeit zu verdanken“, schrieb Otto-Peters. Bekannt wurde sie auch durch ihren sozialkritischen Roman „Schloss und Fabrik“, der vor 175 Jahren erschien. Diese Tagung, die in Meißen stattfindet, beleuchtet Otto-Peters’ Leben und Werk und begibt sich in ihrer Geburtsstadt Meißen auch auf Spurensuche.
Feenpaläste, Industriekönige und weiße Sklaven. 175 Jahre „Schloss und Fabrik“ von Louise Otto und Frauenarbeitswelten heute
15. bis 17. Oktober, Evangelische Akademie Sachsen, Telefon: 03 51 / 8 12 43 19, E-Mail: kerstin.dreyer@evlks.de, www.ea-sachsen.de

Aus Tübingen in die weite Welt

Jürgen Moltmann ist einer der letzten noch lebenden weltweit bekannten deutschen Theologen des 20. Jahrhunderts. Ihm zu Ehren und mit ihm findet diese Tagung statt, bei der seine Schülerinnen und Schüler in Vorträgen und Workshops sein Werk beleuchten und dessen Bedeutung für die Gegenwart. Dass die Tagung in Bad Boll stattfindet, ist nicht nur der Nähe zu Moltmanns Wirkungsstätte und Wohnort Tübingen geschuldet. Denn hier wirkten Johann Christoph Blumhardt (1805–1880) und sein Sohn Christoph (1842–1919). Wie die beiden Moltmann beeinflusst haben, zeigt Akademiedirektor Jörg Hübner. Anmeldeschluss: 15. Oktober.
Hybrid-Veranstaltung: Theologie im Gespräch – Jürgen Moltmann zum 95. Geburtstag
22. bis 24. Oktober, Evangelische Akademie Bad Boll, Telefon: 0 71 64 / 7 93 42, E-Mail: cornelia.daferner@ev-akademie-boll.de, www.ev-akademie-boll.de

Einer wie keiner

KATHRIN JÜTTE

Seit dem Abitur 2020 arbeitete in unserer Gemeinde ein junger Mann im Freiwilligen Sozialen Jahr (FSJ), nennen wir ihn hier Stefan. Man sah ihn bei Gottesdienstvorbereitungen, er verteilte das Programm an der Kirchenpforte und filmte den Vocalkreis, sonst hielt er sich im Hintergrund. Digitale Gottesdienste schlossen sich an, und Stefan prägte sich bei mir mit seiner ersten Andacht ein. Während einer Video-Konferenz hatten wir den ersten persönlichen Kontakt. Gemeinsam mit dem Stadtpfarrer schaltete Stefan einen Innenstadt-Zoom, Menschen aus Bildung, Stadt, Kultur und Kirche tauschten sich in Corona-Zeiten aus zur Frage „Wie geht es Ihnen?“.
Schließlich, für den 8. Sonntag nach Trinitatis, war in der Vorschau für den Gottesdienst zu lesen: „Verabschiedung von Stefan …“, und ich kam an diesem Sonntag zum Gottesdienst gespannt dazu.
Ich sehe es noch wie heute vor mir: Stefan hat die erste Sitzreihe für sich, alle Stühle hinter ihm sind bis auf den letzten Corona-Platz besetzt. Am Ende seiner Predigt widmet sich der Pfarrer ganz diesem jungen Mann. In Sportschuhen, Jeans, mit bedrucktem T-Shirt, die Handgelenke kunstvoll umwickelt mit Lederbändern, die schwarzen Locken fallen frei, der Bart noch jung. So kennt man Stefan, und es ist auch sein Sonntagsanzug. Der Pfarrer erzählt jetzt von den Aufgaben, die das Freiwillige Soziale Jahr in seiner Gemeinde mit Leben gefüllt haben. Die Andachten in Seniorenheimen, Treffen der ökumenischen Arbeitsgemeinschaft, Interreligiöse Foren, Konfirmandenarbeit, lange Gespräche über theologische Themen, nicht zu vergessen die erzieherische Arbeit in der Kita.
Am Ende tritt Stefan vor, kniet nieder, sein dankbarer Pfarrer legt ihm die Hand ins wilde Haar und spricht seinen Segen. Jetzt kommt ein anderer junger Mann zu ihm ans Rednerpult und liest aus bunt bemalten Kita-Briefen vor. „War ganz toll“, „Hat viel mit uns gespielt“, „In Zukunft soll er viel frische Luft bekommen“, „Dass er machen kann, was ihm gefällt“.
Danach wird der Brief einer Frau aus dem betreuten Wohnen verlesen, um die sich Stefan während des Lockdowns gekümmert hat. Die Frau bedankt sich bei ihrem jungen Freund für seine Gespräche, für seine Reife und endet mit „Deine alte Freundin“.
Mit dem Lied Jubilate 65 „Geh unter der Gnade“ wird Stefan der Refrain gewidmet: „Gute Wünsche, gute Worte, wollen Dir Begleiter sein.“ Bis zum Ausgang erhält er noch persönliche Glückwünsche, Sonnenblumen und Geschenke. Die gibt Stefan weiter, um beide Hände frei zu haben. Denn vor der Kirche wartet schon Frau X in ihrem Rollstuhl.
Die wird er wie so oft am Sonntag auch heute quer durch die Stadt nach Hause fahren.
Auf dem Heimweg spricht mich ein Bekannter aus dem Gemeindekirchenrat an: „So einen Guten kriegen wir nie wieder.“

In der nächsten Ausgabe

Foto: dpa

Europäische Union in der Krise?

Spätestens seit der sogenannten Flüchtlingskrise und dem Brexit-Votum steckt die Europäische Union gefühlt in einer Dauerkrise. Warum ist das so und wie konnte es so weit kommen? Oder können wir diese „Krise“ auch als Chance begreifen? Diesen Fragen gehen wir im Oktoberschwerpunkt „Europäische Union“ nach. Darin stellt die Historikerin Sophia Marschner die EU-Geschichte seit den Anfängen dar, skizziert die Politikwissenschaftlerin Anna-Lena Kirch die wichtigsten Zukunftsaufgaben der EU und schreibt Katrin Hatzinger, die Leiterin des EKD-Büros in Brüssel, über die europäische Aufgabe der Kirchen. Außerdem sprechen wir mit Aktivist:innen der Organisation „Pulse of Europe“ und befragen den langjährigen Europaabgeordneten Sven Giegold im Schwerpunkt-Interview.

Von Gott reden?

Wie können wir realistischerweise vom Handeln Gottes reden? Und inwieweit können Erfahrungen des Gottesglaubens sinnvoll artikuliert werden? Diesen grundlegenden Fragen widmet sich in einem Essay der Münsteraner Systematische Theologe Michael Beintker. Er ist Vorsitzender des Theologischen Ausschusses der Union Evangelischer Kirchen in der EKD (UEK).

Gefährdetes Brückenland

Armenien ist ein Brückenland in vielfältiger Hinsicht: fünftausend Jahre Kultur zwischen Okzident und Orient, zwischen Europa und Asien, zwischen christlicher und islamischer Welt. Der Theologe Andreas Goetze, Landespfarrer für interreligiösen Dialog in der EKBO, berichtet aus dem Land im Kaukasus, das durch den Krieg mit Aserbaidschan um die Region Berg-Karabach schwer getroffen wurde.

Ein biblischer Weinpfad

Im pfälzischen Kirrweiler gibt es etwas sehr Erdiges und sehr Himmlisches, den Biblischen Weinpfad. In einer Fotoreportage schildert Martin Glauert passend zur Weinlese in einer herrlichen Gegend die Tradition, die Mühe und den Segen, die mit dem himmlischen Genuss von Wein verbunden sind. Über das entscheidende Getränk der Bibel, das so viel erzählt und immer mehr ist als schmackhafter Alkohol.

momento – der Andachtskalender für Inspirationssuchende

Mit inspirierenden Zitaten und Texten, die täglich einen biblischen Gedanken mit Leben füllen.

momento 2022
Taschenbuch

€ (D) 12,50 | Pb., 9,5 × 17 cm, 384 Seiten
Best.-Nr. 613 028

momento 2022
Abreißkalender

€ (D) 12,50 | Block mit 384 Blättern, zum Aufstellen oder Aufhängen, mit Rückwand und integriertem Aufsteller, 15 × 11 cm
Best.-Nr. 613 027

Gleich bestellen mit dem Stichwort „Zeitzeichen“ unter:
www.neukirchener-verlage.de
Bestell-Telefon: 0 28 45. 39 27 218
(Mo Fr 8:30 – 16:00 Uhr)
Mehr Buchtipps aus den Neukirchener Verlagen erhalten:
www.neukirchener-verlage.de/newsletter

neukirchener

Der Neukirchener Kalender 2022

- **Seit über 130 Jahren ein treuer Begleiter im Glauben!**
- **Werden Sie Teil einer großen Gemeinschaft von Leserinnen und Lesern**
- **Tägliche Glaubensimpulse, Geschichten und Andachten zum Bibelleseplan und viele weitere spannende Inhalte**

Der beliebte Andachts- und Bibellesekalender erscheint in sechs Ausgaben für unterschiedliche Lesegewohnheiten! Alle Ausgaben folgen dem Standard-Bibelleseplan der Ökumenischen Arbeitsgemeinschaft für Bibellesen.

Für noch mehr Tiefgang!

Gottes Wort für jeden Tag 2022

€ (D) 13,00 | Pb., 11,5 × 16,6 cm, 416 Seiten, mit 12 Farbfotografien,
Best.-Nr. 613 025

Taschenbuchausgabe

€ (D) 12,50 | Pb., 11,5 × 17 cm, 768 Seiten
Best.-Nr. 613 022

Abreißkalender mit Rückwand

€ (D) 12,50 | Block mit 384 Blättern, mit Rückwand zum Aufhängen, 11 × 15 cm
Best.-Nr. 613 020

Entdecken Sie auch unsere Ausgaben in großer, lesefreundlicher Schrift sowie unsere Pocketausgabe für unterwegs!

Alle 6 Ausgaben und noch mehr Kalender aus Neukirchen:
www.neukirchener-verlage.de/kalender

NEUES AUS DEM EKD-KULTURBÜRO

EKD KULTURBÜRO

QUARTETT-KARTENSPIEL
KIRCHE FÜR KINDER

Sieben Quartette zum Kennenlernen von Symbolen und Bedeutungen im Kirchenraum.

Illustriert von Imke Trostbach und von Klaus-Martin Bresgott in Reime gebracht.

Für Kinder ab sechs Jahren.

Skat-Format 59 × 91 mm
28 Spielkarten in Faltschachtel
Schutzgebühr 3,00 Euro + Versand
Erhältlich über kultur@ekd.de

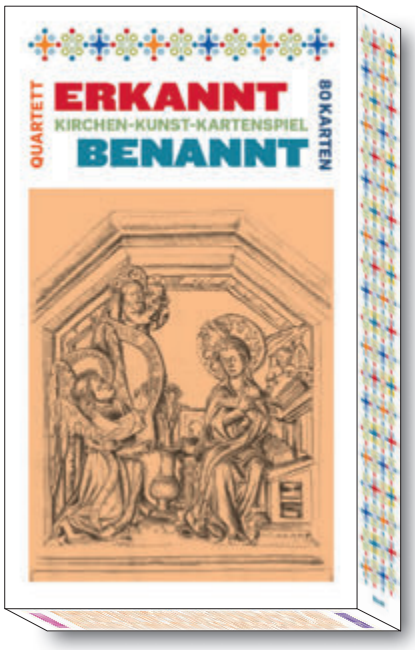
Tarot-Format 70 × 120 mm
80 Spielkarten in Faltschachtel
Schutzgebühr 5,00 Euro + Versand
Erhältlich über kultur@ekd.de

QUARTETT-KARTENSPIEL
ERKANNT, BENANNT

Ein Kirchen-Kunst-Kartenspiel mit 20 Quartetten zum Erkennen und Benennen von Architektur und Ikonografie im Kirchenraum anhand konkreter Beispiele der Kirchenlandschaft Deutschlands.

Von Barbara Krückemeyer gezeichnet, ausgewählt und beschrieben von Klaus-Martin Bresgott.

Für alle ab zwölf Jahren.



AUSSERDEM ERHÄLTLICH

CD 432
KLÄNGE AUS DER ZEIT FÜR DIE ZEIT
ATHESINUS CONSORT BERLIN
KLAUS-MARTIN BRESGOTT
ULRICH NOETHEN, GERHARD SCHÖNE, PASCAL VON WROBLEWSKY

Werke von Bach, Guerrero, Schöne, Steinmetz, Waits, Jennefelt

In Koproduktion mit Deutschlandfunk Kultur

ISBN: 0-745178-1720-66
15,00 Euro
Erhältlich über kultur@ekd.de oder info@athesinus-consort.de